

GEDENKDIENTST

Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und Internationalen Dialog

No 1^a/10

Die vertriebenen Schüler des Wiener Akademischen Gymnasiums



Klassenfoto des zweiten Jahrgangs (1936)

In den Jahren vor 1938 war das Akademische Gymnasium die am stärksten von Juden besuchte Schule Wiens geworden, ca. 50 Prozent der Schüler sowie ein großer Teil des Lehrerkollegiums und sogar der Direktor, Dr. Ludwig Marcus, waren jüdisch. Viele Schüler übten ihre Religion jedoch nicht aus und wussten teilweise nicht viel darüber. Obwohl zeitweise die christlichen und jüdischen Klassen getrennt waren, gab es auch diverse gemischtkonfessionelle Klassen und es interessierte weder Schüler noch Lehrer, ob ihre Freunde und Kollegen christlich oder jüdisch waren. Es gab zwar ab und zu Rangeleien, jedoch eher wegen der Ergebnisse der Klassenturniere im Fußball als wegen der Konfession. Soweit es bekannt ist, gab es keine Benachteiligung jüdischer Schüler.

Schon kurz nach dem Anschluss allerdings wurde der Direktor Dr. Ludwig Marcus suspendiert und durch den Nationalsozialisten Dr. Hans Schmidt ersetzt, der sofort diverse antisemitische Handlungen einleitete: Schon am 19. März, nur sieben Tage nach dem „Anschluss“, wurde auf Befehl Schmidts im Festsaal eine Feier mit Einzug der Hitlerjugend abgehalten, während die jüdischen Schüler

stillschweigend in den Klassen zu sitzen hatten. Bald darauf, am 28. März, erließ Schmidt den Befehl der Zusammensetzung „arischer“ Schüler und die Einführung des deutschen Grußes zur Begrüßung des nunmehr ausschließlich „arischen“ Lehrerkollegiums.

Viele Juden waren schon vor dem Anschluss oder in den Tagen danach geflohen, da sie die zunehmende Verschlechterung der Lage erkannt hatten. Manche konnten sich über die Alpen in die Schweiz absetzen. Andere bekannte Fluchtwege waren die Kindertransporte nach England oder der Fluchtweg über die Donau und das Schwarze Meer nach Palästina.

Am 28. April wurden schließlich alle verbliebenen jüdischen Schüler des Akademischen Gymnasiums, damals nur noch 43 Prozent der Gesamtschülerzahl, der Schule verwiesen und größtenteils in die ausschließlich jüdische Schule in der Zirkusgasse „umgeschult“ (so der Vermerk in den Klassenkatalogen). Doch auch diese wurde nach einiger Zeit für Juden geschlossen.

Daniel Grünwald



Rückfront des Akademischen Gymnasiums (Pestalozziggasse), Fred Hennings (1942) © ÖNB

Inhalt

Die vertriebenen Schüler des Wiener Akademischen Gymnasiums	1-2
Herbert Suslak, Alfred Mayer	3
Alfredo Bauer	4-6
George W. Landau	7
Hanns Fischer	8-9
Hans Reichenfeld	10-13
Joseph Horovitz	14
Henry Kauders, Heinz Langsam	15
Maximilian Lerner	16-18
Josef Eisinger	19-20
Alfred Launer	20
Paul Kessler	21
Lucian Meisels	22-23

Editorial

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Die vorliegende Ausgabe von GEDENKDIENTST wurde von SchülerInnen des Akademischen Gymnasiums in Wien gestaltet und widmet sich der Frage, was aus den 1938 vertriebenen Schülern ihrer Schule geworden ist. Mithilfe des „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ kontaktierten die SchülerInnen die inzwischen in der ganzen Welt verstreut lebenden ehemaligen Kollegen und befragten sie nach ihren Lebensgeschichten.

Der Geschichtslehrer René Wintereder leitete das Projekt, begleitete die SchülerInnen bei ihren Nachforschungen und betreute diese Ausgabe auch redaktionell als Projektzeitung. Der Umfang dieser Ergebnisse verlangte nach einer X-Large Ausgabe von GEDENKDIENTST und so dürfen wir stolze 24 Seiten präsentieren.

Die vorgestellten Schicksale stehen exemplarisch für viele Biografien. Sie handeln von Vertreibung, Emigration, Neuanfängen und auch Rückkehr, sie beschreiben die Erfahrungen von jüdischen Wiener Jugendlichen in der Zeit des Nationalsozialismus und sie erzählen nicht zuletzt Geschichten einer Generation von Schülern, die ihre Schulzeit ungewollt unterbrechen musste. 14 Zeitzeugen werden durch Interviews, Briefe und Biografien vorgestellt; Privatfotos aus der Schulzeit und dem Leben nach der Emigration begleiten die Portraits.

Christoph Fischer
Redakteur GEDENKDIENTST



Lehrkörper des Akademischen Gymnasiums (Februar 1949): Dr. Ludwig Marcus wurde ab 1947 wieder Direktor (1. Reihe, Fünfter von links).

Robert Winter hat die Geschichte der Schule aufgearbeitet (Das Akademische Gymnasium in Wien, Wien 1996). Für den Zeitraum von 1938 – 1945 verwendete er zwei Quellen: Akten des Österreichischen Allgemeinen Verwaltungsarchivs (Schriftverkehr der Behörden mit der Direktion des Akademischen Gymnasiums) und „Mitteilungsbücher“ der Direktion der Schule mit Mitteilungen an die Lehrer und Schüler. Die Mitteilungen des Direktors wurden teilweise stichwortartig festgehalten. Die Anmerkungen stammen von Robert Winter. Ein Auszug über die Zeit des Nationalsozialismus:

Mit dem März 1938 ändert sich natürlich vieles. Nach dem Ausfall von Unterrichtsstunden und -tagen gibt es zunächst eine Schulfest im Festsaal. Für diese gibt es genaue Anweisungen durch die Direktion:

19.03.1938 „... Wenn alle Schüler im Festsaal versammelt sind, begeben sich die Mitglieder des Lehrkörpers in den Festsaal auf ihre Plätze...; dann erfolgt der Einzug der HJ (= Hitlerjugend)...Der Redner der NS-Lehrerschaft schließt seine Rede mit dem Ruf: „Unser Führer: Sieg - Heil! Dabei wird ‚Sieg‘ vom Lehrer und ‚Heil‘ mit erhobenen Rechten von den Schülern gerufen. Während des Singens der ersten Strophen des Deutschland- und des Horst Wesselliedes stehen alle still und heben den rechten Arm zum Gruß. Nach dem Singen kommandiert der Gruppenführer der HJ den Abmarsch seiner Gruppe. Damit ist die Feier geschlossen. Die jüdischen Schüler sind in den Klassen versammelt und warten dort bis zum Ende der Feier auf die Rückkehr der arischen Schüler vom Festsaal.“

28.03.1938 Verlautbarung des Direktors Dr. Hans Schmidt: „Ich ersuche den Erlass über die Einführung des Deutschen Grußes an den österreichischen Schulen zur Kenntnis zu nehmen. Um dem obigen Erlass richtig zu entsprechen, ist es zweckmäßig, dass die Herren Klassenvorstände der gemischtkonfessionellen Klassen die arischen Schüler

zusammensetzen. Auch die Feier am 1. Mai steht jetzt unter anderen Vorzeichen. Die Teilnahme daran ist allerdings freiwillig.

29.04.1938 Den beiliegenden Erlass betreffend die Maifeier zu verlesen und die Meldung der Schüler zu verzeichnen. Unsere Anstalt entsendet 100 Schüler unter der Führung von 5 Professoren.

30.04.1938 Da die gestrigen Meldungen zur morgigen Maifeier nicht die erforderliche Zahl ergab, mögen sich weitere Teilnehmer melden. Versammlung um 7.15 (Uhr) hier in der Anstalt - Neue Gesamtzahl: 72 Schüler. - In den beiden Zahlen sind allerdings die Zahlen der HJ- und BdM-Angehörigen nicht enthalten- Auch die Teilnahme am Religionsunterricht für katholische und evangelische Schüler ist nicht mehr selbstverständlich, im Gegenteil, sie erscheint fast als notwendiges Übel.

18.10.1938 Den Schülern wird mitgeteilt, dass Abmeldungen vom Religionsunterricht und den religiösen Übungen auch während des ganzen Schuljahres erfolgen können. Wiederanmeldungen können natürlich nicht entgegengenommen werden.“

Der Staat interessierte sich jetzt ganz besonders für die soziale Umgebung (Familie, Verwandte, Bekannte) der Schüler. Ein Erlass ordnete schriftliche, von den Schülern selbst zu verfassende Berichte an. Dazu noch ein Nachtrag:

06.11.1938 „Außerdem sind die Meldungen der Schüler, enthaltend: Name, Anschrift, Familienstand und bisherige Beziehungen zur Heimat des Verwandten (Bekanntten) im Ausland einzusammeln und abzugeben.“

09.05.1939 Schreiben an den Stadtschulrat für Wien: „Die Direktion ersucht um die Bewilligung des Betrages von RM 195 zur Anschaffung einer Marmortafel 60 mal 80 über das Ergebnis der Volksabstimmung vom 10. April 1938.“ - Vom Ministerium bewilligt.

Ein Raum in der Schule, eingerichtet als „Hauskapelle“, war jetzt unnötig, da es keine Gottesdienste in der Schule mehr gab. Daher war auch die Einrichtung der Kapelle funktionslos:

24.06.1939 Das Akademische Gymnasium lässt die Kirchengüter der Kapelle schätzen (u. a. ein Altar, eine Monstranz, 3 Kelche, 6 Messkleider in den liturgischen Farben, 4 Bilder, Altartücher usw.): Pauschalbetrag RM 500,-. Der Verkauf wird beantragt. Das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV, äußert sich zustimmend.

30.06.1939 „Die Bewilligung zum Verkauf der kirchlichen Geräte, unter denen sich nach der Aufstellung der Direktion keine Geräte von kulturhistorischer Bedeutung befinden, wäre grundsätzlich zu erteilen...“ (an den Stadtschulrat für Wien). Es erfolgt der Verkauf an den „Allgemeinen Wiener Kirchenbauverein“ um den obigen Betrag.

Tina Geng, Nastasja Stanojevic



Aufnahme des Beethovenplatzes gegen den Stadtpark, Fred Hennings (1940) © ÖNB



Herbert Suslak mit seiner Mutter in St. Gilgen am Wolfgangsee (1939)

„Ich war politisch viel zu naiv, um mich bedroht zu fühlen“

Herbert Suslak konnte mit einem Kindertransport nach Großbritannien emigrieren, wo sein Vater bereits auf ihn wartete. Er blieb in Großbritannien und machte eine Ausbildung zum Gebrauchsgrafiker. Zur Zeit lebt er in Edinburgh.

Gab es vor dem „Anschluss“ Antisemitismus in Österreich?

Ja, sehr! Mir selbst war dies in meiner Jugend nie bewusst. Erst als Erwachsener wurde mir die Tiefe und Ausbreitung des Antisemitismus der Wiener durch Bücher und Artikel bekannt.

Wie haben sich nach dem „Anschluss“ die Hausbewohner Ihnen gegenüber verhalten?

Nachbarlich, wie immer.

Haben Sie über die politischen Vorgänge zu Hause gesprochen?

Es wurde nur über Allgemeinheiten gesprochen, in meinem Familienkreis waren weder Religion noch „Rasse“ ein Gesprächsgegenstand. Man war hauptsächlich an meinen Schulleistungen, Märklin-Konstruktionen (Modelleisenbahn, Anm.), den Lektüren wie Jules Verne und Karl May und Freizeittätigkeiten wie Eislaufen interessiert.

Wann wurde entschieden, dass Sie emigrieren werden?

Erst Anfang 1939, da wurde ich als „Judenbengel“ zum ersten Mal misshandelt. Das führte zur Familienentscheidung, dass ich Österreich so bald wie möglich verlassen sollte. Ich bekam

noch einen Platz in dem letzten von den Quäkern organisierten Kindertransport und fuhr Ende April 1939 ohne weitere Zwischenfälle vom Wiener Westbahnhof nach England, wo mein Vater schon lebte. Das Verlassen von Wien hätte ich nie als „Flucht“ betrachtet. Ich war politisch viel zu naiv, um mich bedroht zu fühlen. Zu meinem Vater nach England zu fahren, war einfach ein Abenteuer. Ich fuhr vom Westbahnhof ab, kam nach zwei Tagen Fahrt in London an -- Schluss. Verließ Ihr Leben später so, wie Sie es wollten?

Ja, in England vollendete ich die Schule, wurde Gebrauchsgrafiker, heiratete und gründete eine Familie. Bis 1975 lebte ich in England und übersiedelte dann nach Schottland, wo ich jetzt immer noch lebe (Edinburgh). Ich wurde Gebrauchsgrafiker, heute wird der Beruf „Designer“ bezeichnet.

Haben Sie das Akademische Gymnasium jemals wieder besucht?

Ja, im April 2009 zum ersten Mal. Der Besuch war ganz ungeplant, ein Einfall während einer kurzen Durchfahrt durch Wien. Ich suchte auch die Lothringerstraße auf, wo wir früher gelebt hatten. Der Empfang durch den Herrn Direktor Kerbler bleibt auf immer eine meiner erfreulichsten Erinnerungen.

Victoria Podgorzak, Julia Salapa, Isabella Wagner

„Der Mathematiklehrer war gemein zu mir“

Alfred Mayer emigrierte nach dem „Anschluss“ nach England, wo er später an den Universitäten Birmingham und London studierte. Gegenwärtig lebt er in New Jersey. Vor 14 Jahren besuchte er erstmals wieder das Akademische Gymnasium.

Waren Sie gut in der Schule und was haben Sie später studiert?

Ich war bei den oberen zehn Prozent im Akademischen Gymnasium. Meine Lieblingsfächer waren Chemie und Physik. Später studierte ich an den Universitäten von Birmingham und London Chemie, Geografie und Englisch.

Was waren Ihre Eltern von Beruf?

Fabrikanten. Nachdem mein Vater gestorben war, wurde meine Mutter Partnerin in unserer Fabrik, die sich auf die Fertigstellung von Leinen und Kunstseide spezialisiert hatte.

Wie haben Sie den „Anschluss“ erlebt?

Mein Vater starb 1937, meine Mutter und unsere Verwandten schienen zu wissen, dass der „Anschluss“ kommen wird, nachdem die österreichische Regierung gefallen war. Wir wussten alle, dass viele Österreicher Nazi-Parteimitglieder waren. Unser nächster Schritt war es, auszuwandern und herauszufinden, welches

Land uns aufnehmen würde und welche Dokumente dafür benötigt werden würden.

Wie wurde Ihnen mitgeteilt, dass Sie die Schule verlassen mussten?

Ich glaube, es war der Mathematikprofessor, der der ganzen Klasse sagte, dass wir uns vor der Schule zu versammeln haben. Dann mussten alle Juden auf den Stufen stehen. Jemand gab mir ein Stück Toilettenpapier, um die „Hundescheiße“ aufzuwischen.

Was war Ihr schönstes Erlebnis in der Schule?

Gute Freunde zu finden. Mit vielen Schülern habe ich später wieder Kontakt aufgenommen.

Was war Ihr schlimmstes Erlebnis?

Der Mathematiklehrer war gemein zu mir.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie das Akademische Gymnasium vor 14 Jahren besucht haben?

Es war für mich ein wenig seltsam zu sehen, dass jetzt auch Mädchen dort zur Schule gehen. Meine Frau war beeindruckt von dem Gebäude.

Hannah Riedler

Des Schülers		1. Konferenz
Familienname	Mayer	Betragen ...
Vorname	Rufred	Religion ...
Tag u. Jahr der Geburt	22. Febr. 1922	Deutsche Sprache ...
Geburtsort u. -land	Wien	Matern, Fremdsprachen, Englisch, Italienisch ...
Staatsbürgerschaft	öster.	Englisch, Italienisch ...
Religionsbekenntnis	mos.	Geschichte ...
Muttersprache	deutsch	Geographie ...
Art des Eintritts	II	Naturgeschichte ...
		Chemie ...

Aus dem Klassenkatalog des AG: „umgeschult am 28. April 1938“

„In Österreich gab es einen gemütlichen Antisemitismus“

Alfredo Bauer wurde am 14.11.1924 in eine Wiener jüdische Familie geboren. Nach der Volksschule Börsegasse besuchte er das Akademische Gymnasium. Nach dem „Anschluss“ emigrierte er mit seinen Eltern nach Argentinien, wo seine Tante lebte. Er ist in Buenos Aires geblieben, studierte Medizin und arbeitete als Gynäkologe, aber auch als Schriftsteller und Übersetzer.

Gab es auch schon vor dem „Anschluss“ Antisemitismus?

Dass es vor dem „Anschluss“ Antisemitismus gab, und leider nicht nur in privilegierten Schichten, sondern auch in großen Teilen des Volkes, müsstet ihr doch wissen. Wisst ihr nicht, wie der (in anderen Aspekten doch hoch verdiente) Bürgermeister Lueger zu den Juden stand; und auch zu den Tschechen? Mein Großvater, der Gemeinderat Mittler, hat sich deswegen genug mit ihm herumgeschlagen. Freilich war das ein „österreichisch-gemütlicher“ Antisemitismus und Antislawismus. Freilich teile ich durchaus nicht die aggressive Meinung mancher vertriebener Juden: „Die Österreicher“ wären immer Antisemiten gewesen und würden es immer sein. Außer aggressiv ist eine solche Meinung auch leichtfertig und dumm. Man muss vielmehr den Dingen auf den Grund gehen: Warum bestand in manchen Ländern Europas der Antisemitismus, der Ende des Mittelalters allgemein war, weiter, und in anderen nicht? Wie ihr vielleicht wisst, ich habe über die Geschichte der Juden ein Buch geschrieben, das „kritisch“ ist, das heißt, in dem gerade dieser Aspekt behandelt wird.

Ihr wisst doch sicher, dass sich im XIX. und XX. Jahrhundert viele Juden taufen ließen, um nicht ihre Karriere zu behindern: etwa Gustav Mahler. Ich selbst und auch schon meine Familie sind längst vom Judentum losgesagt; aber taufen lassen sollte man sich eigentlich nur dann, wenn man an die christliche Religion glaubt. Nicht um der Karriere willen. Aber freilich sollte auch keiner wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum benachteiligt werden. In die-

ser Beziehung ist es in Argentinien besser: Da ist die Religion Privatsache eines jeden und steht in keinem Dokument (Wie ja übrigens auch in Österreich jetzt nicht mehr).

„Offizielle“ Diskriminierung und Verfolgung der Juden wie im Dritten Reich gab es vor dem „Anschluss“ allerdings nicht. Immerhin waren ab 1934 in den Mittelschulen (in den Bezirken, in denen das zahlenmäßig möglich war) die Juden in eigenen Klassen konzentriert. Das geschah auf Wunsch - oder wenigstens mit Billigung - der israelitischen Kultusgemeinde. Keine antisemitische Maßnahme also? Durchaus! Die Antisemiten (deren es in den Ministerien sehr viele gab) und die jüdischen Nationalisten in der Kultusgemeinde wollten beide nicht die Integration, sondern die Absonderung. Das dürfte für euch schwer zu glauben sein, aber so war es! Natürlich begünstigte das den gegenseitigen Hass. Die üblichen Völkerballwettkämpfe zwischen den Parallelklassen wurden dann - ich erinnere mich gut daran - als regelrechte Straßenschlachten weitergeführt. Die Schuld lag jedenfalls nicht bei den verhetzten Schülern, sondern bei den verhetzenden Behörden.

Wie war die Situation in der Klasse? Wie verhielten sich die Mitschüler und Lehrer bzw. der Direktor?

Von antisemitischen Handlungen innerhalb der Klasse kann ich nichts berichten, da es in meiner Klasse keine Nichtjuden gab. Ich erinnere mich aber sehr gut daran, dass es in der Volksschule (Börsegasse) antisemitische Handlungen von Kindern gegeben hat, die der Katechet aufgehetzt hatte. Als es einmal deshalb mit mir zu einer Prügelei kam, nahmen mich meine Klassenlehrerin Fräulein Briedl und der Direktor Herr Niedermayer in Schutz. Ihr seht, es gab böse und gute Handlungen, aus Unwissenheit ebenso wie aus Bösartigkeit. Von antisemitischen Handlungen der Lehrer vor dem „Anschluss“ ist mir nichts bekannt. Mein Klassenvorstand Dr. Lackenbacher und der Direktor Herr Marcus waren selbst getaufte Juden, die beim „Anschluss“ auch gleich „entfernt“ wurden.



Schulklasse Börsegasse (1932)



Dr. Emil Lehmann (Nr. 5), Georg Landau (Nr. 10), 1937



Ankunft mit „Conte Grande“ (1939)

Haben Sie mit Ihren Eltern über die Problematik gesprochen?

Ob die Trennung nach Konfessionen diskutiert wurde? Nicht offen. Meine Eltern als Humanisten und Sozialdemokraten waren natürlich dagegen und sie sagten mir das auch. Vergesst nicht, dass es die Zeit des Austrofaschismus war, und dass je die Diskussion öffentlicher Angelegenheiten verpönt war. Mein Religionslehrer Dr. Lehmann, eigentlich ein sehr fortschrittlicher Mann, war aber, wie überhaupt die israelitische Kultusgemeinde, für die Trennung der Konfessionen. Das sei eine Art, das Jüdische zu respektieren. Meines Erachtens hingegen ein Wahnsinn: Die Juden zu isolieren kann diesen doch nur schaden! Aber freilich: Manche Juden befürworten heute sogar das Ghetto. Wohin es aber führt, das haben wir ja doch gesehen.

Wie religiös waren Sie und Ihre Eltern?

Überhaupt nicht. Allerdings müsst ihr wissen, dass die Religionszugehörigkeit damals in allen Dokumenten vermerkt stand; auch beispielsweise bei mir im Schulzeugnis: „Konfession: mosaisch“. Bei uns hätte eigentlich stehen müssen „konfessionslos“; aber um das formell zu

machen, wäre ein Amtsweg nötig gewesen, der unter dem Austrofaschismus sehr erschwert war. Und wer nicht formell konfessionslos war, der war auch gezwungen, religiös zu heiraten und die Kinder ins religiöse Matrikel einschreiben zu lassen. Sonst hätten meine Eltern wohl nur standesamtlich geheiratet und ihren Sohn auch nur zivil einschreiben lassen. Immerhin war es möglich, dass auf ihren Wunsch von der Beschneidung Abstand genommen wurde.

In dieser Hinsicht ist in Argentinien die Gesetzgebung viel freizügiger: Es gibt ein allgemeines Zivilregister und einer Religionsgemeinschaft gehört man an, wenn man in sie eintritt; wie in einen Klub oder eine Kooperative. Die Zugehörigkeit vererbt sich auch nicht auf die Kinder. Jede Änderung des Zivilstandes muss vor der staatlichen Behörde erfolgen. Religion ist in den öffentlichen Schulen ein Wahlfach.

In der Familie meiner Mutter war die letzte Generation, die echt religiös war, die meiner Urgroßeltern. Sie lebten in einem kleinen Städtchen in der Slowakei. Der Vater meiner Urgroßmutter war Rabbiner und war aus Deutsch-



Österreichische Jugend Buenos Aires, Alfredo Bauer ist in der ersten Reihe der Dritte von rechts (1946)



Österreichische Jugend Buenos Aires: Demokratische Massenkundgebung (1945)

land in die Schweiz zugewandert. Mein Urgroßvater war Medizinstudent, 1848 Mitglied der Akademischen Legion und wurde als solcher von der Universität relegiert. Mein Großvater (Schwiegersohn meines Urgroßvaters) war liberaler Gemeinderat in Wien.

In der Familie meines Vaters, die aus einem mährischen Städtchen nach Wien zugewandert war, hielt sich die Religion länger. Mein Großvater, Josef Bauer, ging an den hohen Feiertagen noch in die Synagoge und war stolz, weil seine vielen Kinder ihn dort mit liebevollem Respekt besuchten. Es wird überhaupt, wie ihr vielleicht wisst, (auch) in der jüdischen Kultur-Tradition der Familiensinn sehr großgeschrieben. Es war damals bei vielen Familien noch so, dass man darauf sah, dass die Kinder sich nicht mit Kindern der „anderen“ Konfession anfreundeten. Also, das gab es bei meinen Eltern natürlich nicht! Hingegen wurde in der Schule im jeweiligen Religionsunterricht (mit mehr oder weniger Schärfe) gegen „die Anderen“ Propaganda gemacht. Ich war bei den Pfadfindern; da wurde zwar eine gewisse halbreligiöse Pietät gepflegt, aber nach der Religionszugehörigkeit überhaupt nicht gefragt. Dass es verschiedene Bekenntnisse gibt, erfuhr ich überhaupt erst, als wir in der Schule zum Religionsunterricht gerufen wurden und mein Vater mir das dann erklären musste.

Bei uns wurde Weihnachten gefeiert, unreligiös natürlich. Aber sehr schön mit Bäumen, Geschenken und Sinn für Frieden und Menschenliebe. Nachdem die Verfolgung der Juden vom Staat her offen und intensiv eingesetzt hatte, gab es bei mir eine leichte, vorübergehende „Hinwendung zum Judentum“. Bei meinen Eltern auch da nicht. In Argentinien waren wir alle sehr bald in der „Frei-Österreich-Bewegung“ und auch in der revolutionären Jugendbewegung. Überhaupt waren die verfolgten österreichischen Juden viel weniger jüdisch orientiert als die deutschen. Das kommt wohl daher, dass fast alle aus der Großstadt Wien kamen, von den deutschen aber viele aus kleinen Städten. Auch waren die deutschen wohlhabender. Und ich meine, dass in diesem Milieu das auch etwas ausmacht.

Wurde im Unterricht eigentlich über Politik gesprochen?

Allerdings, aber natürlich nur einseitig! Im „vaterländischen“ Sinn. Wir hatten einen Geschichtslehrer, Dr. Jaspec, der war so vaterländisch, dass er sogar nach dem Anschluss nicht wie die meisten übernommen, sondern gefeuert wurde. Wie er zum Beispiel die Revolution von 1848 behandelte, könnt ihr euch denken. Von der Geschichtsauffassung, die er uns einimpfte, konnte mich erst in der Pestalozzi-Schule in Buenos Aires



Ausflug nach „Mar del Plata“, Alfredo Bauer links (1942)

mein verehrter sozialistischer Lehrer Dr. August Siemsen befreien. **Haben Sie Proteste von Seiten der Lehrerschaft gegen den Nationalsozialismus mitbekommen?**

Proteste von Seiten der Lehrer, wenn es sie gab, gelangten nicht bis zu uns. Hingegen äußerte sich der gegenseitige Hass, der uns eingeimpft wurde, beispielsweise bei den Völkerball-Wettkämpfen zwischen den Parallel-Klassen. Da gab es dann auf der Straße regelrechte Schlachten. Ich glaube aber nicht, dass die Schulführung sich bewusst war, dass die Linie der Verwaltung selbst an diesem Kriegszustand die Schuld getragen hat. In einem meiner Bücher („Nuevo Mundo“) handelt eine Geschichte davon. Das Buch liegt bisher nur auf Spanisch vor, soll vielleicht aber im Herbst auf Deutsch herauskommen; dann könntet ihr daraus wohl manches herauslesen.

Wann wurden Sie von der Schule verwiesen? Wie wurde Ihnen das mitgeteilt?

„Verabschiedet“ wurden die jüdischen Schüler so, dass man sie im Physik-Saal versammelte und Prof. Hödl ihnen mitteilte, dass sich die Juden nicht wie „Gäste“ betragen hätten und dafür nun bestraft werden müssten. Also in eigene Schulen kommen müssten: in die Zirkusgasse. Und das auch nur bis zum Juni 1938, dann gab es für Juden überhaupt keinen (öffentlichen) Unterricht mehr. Bei der „Erklärung“ war noch ein anderer Lehrer dabei: Prof. Stöger. Dem war anzusehen, dass er sich in Grund und Boden schämte. Ich glaube, dass den beiden Lehrern deshalb die „schmachvolle“ Aufgabe dieser Erklärung zugewiesen worden war, weil sie nicht Mitglieder der illegalen Nazi-Partei gewesen waren. Die beiden reagierten darauf dann in ganz unterschiedlicher Weise. Von Prof. Stöger erfuhr ich auch später, dass er immer sehr anständig war.

Können Sie uns etwas über Ihre Flucht erzählen?

Über unsere Flucht nach Argentinien und über deren Vorgeschichte könnte ich euch detailliert schreiben; aber ihr wolltet euch doch meine Bücher besorgen, da ist alles ausführlich beschrieben, besonders in „Verjagte Jugend“ (Wien 2004, leider vergriffen).

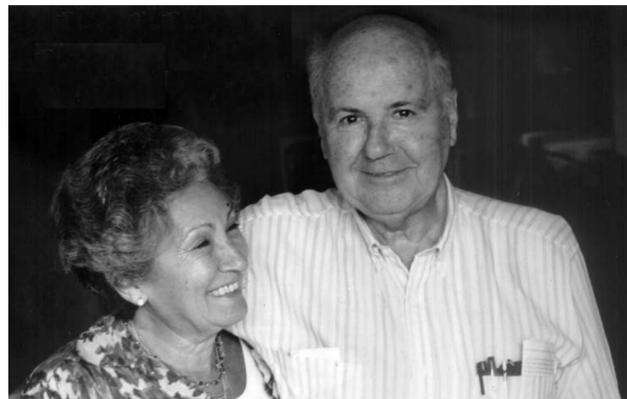
Nach dem Krieg sind viele Nazis

nach Argentinien geflohen, um sich zu verstecken. Sind Ihnen später in Argentinien ehemalige Nazis untergekommen?

Leider kann ich euch da nicht viel Konkretes sagen. Zu der Zeit, als die Kriegsverbrecher, leider mit behördlicher und auch mit kirchlicher Hilfe, herkamen, erfuhren wir überhaupt nichts davon. Auch wir politisch Interessierten nicht. Ihr müsst wissen, dass damals die Menschenrechtsorganisationen illegal arbeiten mussten. Erst später konnte damit begonnen werden, das gefundene Material zu veröffentlichen. Es wurden beispielsweise Filme gemacht. Aber vieles, wie zum Beispiel Eichmann wirklich weggebracht wurde, ist bis heute tabu. Ich könnte euch da Bücher empfehlen, zum Beispiel von unserer Freundin Gabriele Weber. Aber die sind natürlich spanisch.

Da ist hingegen eine Episode, die nicht nur interessant, sondern auch für euch aktueller sein dürfte. Ihr wisst vielleicht, dass nach Kriegsrecht in den Gefangenenlagern den Internierten die Selbstverwaltung garantiert war. Die Wehrmacht hielt das natürlich nicht ein, wohl aber die alliierten Mächte, auch die Sowjetunion, die aber zum Unterschied zu den Westmächten aktive Antinazi-Propaganda betrieb und den Offizieren und Soldaten der Wehrmacht, die sich gegen Hitler organisieren wollten, dies erlaubte. Das aber nur nebenbei. In den westlichen Gefangenenlagern herrschten bis zum Ende die Nazis. Auch in dem einen Lager, das es in Argentinien gab: Auf der Insel Martín García, wo die Mannschaft des 1940 versenkten Kreuzers „Graf Spee“ interniert war. Unter den Matrosen gab es auch aktive Antinazis, und ein solcher wandte sich, da er sich bedroht sah, auf abenteuerliche Weise an uns um Hilfe. Aber wir waren erst kurz im Land und hatten auch kaum Verbindungen, also kamen wir mit unserer Hilfe zu spät. Der Mann wurde tatsächlich ermordet. Auch dieses Ereignis habe ich beschrieben: In meinem Buch „Nuevo Mundo“ (das vielleicht im Laufe dieses Jahres auch auf Deutsch erscheinen wird).

Markus Liu, Lukas Schneider



Mit Gertrud, der 2. Frau (2002)



Mit 1. Frau Kitty († 1984) und Sohn Ernesto, Rudern im Paraná-Delta (1947), Österreichische Pfadfindergruppe (1940)



Sportwettkampf.
 „...Unglaublich, dass es so böartige Kinder gibt! Sicher kommt das von der Trunksucht der Väter!“
 Henri Barbasse

„Ich bin freilich einiges gewöhnt!“
 Professor Hödl's Stimme hatte ihre volle Stärke noch nicht erreicht. Aber der Ton war drohend und schon war das Crescendo zu hören, das zu einer jener orkanartigen Strafpredigten führte, welche die Schüler so gut kannten.

„Ich habe im Laufe einer langen Tätigkeit als Lehrer die traurigsten Erfahrungen gemacht mit den allerfaulsten, allerunfähigsten, allerdümmsten und allernachlässigsten Kreaturen, die jemals mit ihrer verderblichen Anwesenheit die ehrwürdigen Räume dieser Anstalt beleidigten. Doch niemals hat ich dazu verdammt gewesen, so minderwertige, vernunft- und verständnislose, der einfachsten Kenntnisse und des geringsten Abflugs von Kultur bare Schularbeiten korrigieren zu müssen wie diese. Diese Arbeit, die zu 80 Prozent verdientermaßen die Note „Unzulänglich“ erhielt, stellt eine wahre Schande dar für die vaterländische Zivilisation!“

Die Schüler taten ihr Möglichstes, um sich nicht beeindrucken zu lassen. Man musste, das wussten sie schon, den Ältesten sich ausschreiben lassen und inzwischen an etwas anderes denken. Das war die beste Art, um darüber hinwegzukommen. Freilich stand ihnen das Schlimmste noch bevor: Zu Hause, wenn sie den Eltern die erhaltene Note zeigen müssten. Dann würden sie die wirklichen Folgen zu spüren bekommen, und mehr als einer fühlte bereits an verschiedenen Stellen seines Körpers Anzeichen der Behandlung, die ihm von seiten seines Vaters zuteil werden würde.

„Diese dritte Klasse erbringt ein ganz besonders niedriges Studien-Ergebnis. Viel niedriger als die Parallel-Klasse. Ich mache mir zwar nicht die geringste Illusion, dass Individuen von eurer Beschaffenheit so etwas wie Ehrbegriffe haben könnten. Doch mit einem Minimum von Selbstachtung müsstet ihr euch schämen,

eure Leistung von der der ... „andern“ Klasse in so hoher Masse überflügeln zu lassen.“

Die „andere“ Klasse war die der Juden. Immer hatte es pro Studienjahr im Wiener Akademischen Gymnasium zwei Parallel-Klassen gegeben. Neu war, dass jetzt die Schüler auf Grund ihrer Religion in die entsprechenden Klassen geschickt wurden: Die Christen in die eine, die Juden in die andere.

Die Israelitische Kultusgemeinde selbst hatte beim Unterrichtsministerium formell darum angesucht. Und zwar warum? Damit die Kinder orthodoxer Familien weniger Schwierigkeiten hätten, die Gebote der Religion zu erfüllen. Dass sie beispielsweise am Samstag nicht schreiben müssten, ohne dass dadurch der Fortgang des Unterrichts behindert würde. In einer gemischten Klasse war es viel schwerer durchzuführen als in einer rein jüdischen. Wer aber die strenge Observanz religiöser Gebote längst abgelegt hätte, -und das war bei den allermeisten der Fall!-, der würde in einer rein jüdischen Klasse vielleicht leichter zu den guten, alten Sitten seiner Vorfahren zurückfinden.

Solcherart waren die Absichten und Beweggründe der Leitung der Israelitischen Kultusgemeinde. Das Ministerium seinerseits bewilligte das Ansuchen sogleich. Was wollten diese Ministerial- und Hofräte, die alle verschämte oder auch gar nicht so verschämte Antisemiten waren, denn mehr? Immerhin waren sie bisher durch die herrschenden Normen bürgerlicher Gleichheit gebunden gewesen. Wenn aber die Juden selbst es verlangten, dann konnte niemand ihnen eine diskriminierende Absicht unterstellen. Sie wuschen also, wie Pilatus, ihre Hände in Unschuld und lachten sich ins Fäustchen.

Zum ersten Mal also gab es in diesem Jahr eine christliche und eine jüdische Klasse. Professor Hödl unterrichtete Latein, Deutsch und Turnen in beiden.

Was er in der III.B-Klasse sagte, als er die Schularbeiten zurückgab, war nicht ganz dasselbe wie in der III.

„Nun ja, das Resultat ist passabel. Wenn freilich auch viel geringer, als was ihr zu leisten imstande wäret. Und einige von euch haben eine wahrhaft klägliche Arbeit geliefert. Wie zum Beispiel unser Freund Walter Schwarz, der schon einmal die dritte Klasse zu wiederholen gezwungen war und der, wenn sein Fleiss und seine Aufmerksamkeit weiter so zu wünschen übriglassen wie bisher, im nächsten Jahr wiederum auf der gleichen Bank sitzen wird wie in diesem. Das sind aber Ausnahmen. Die Mehrheit der Schüler hat in durchaus annehmbaren Masse entsprochen.“

Er machte eine Pause und streifte die Klasse mit einem Blick kaum verhohlener Feindseligkeit.

„Nun ja, ihr habt von euren Ahnen den Hang zum Berechnen, zur subtilen, von der konkreten Wirklichkeit getrennten Tüftelei geerbt. Ein überentwickelter Intellekt auf Kosten einer gesunden Vitalität. Das ist in der Turnstunde deutlich festzustellen: minderwertige körperliche Leistung, Schlapheit und Unentschlossenheit, Trägheit sogar, sowie ein auffallender Mangel an Schneid und Kühnheit, wie sie der bodenständigen Jugend eigen sind. Nun, alles hat auch sein Gutes. Das rein Theoretische beherrscht ihr besser. Nutzt es immerhin, um eine höhere Leistung zu erzielen. Das ist alles, was ich euch heute zu sagen habe. Die erhaltenen Noten findet ihr in euren Heften am Fuss jeder Arbeit.“

Er ging durch die Bankreihen und legte jedem Schüler sein Heft aufs Pult. Jeder sah nach seiner Note und steckte das Heft weg. Die Worte des Lehrers, obgleich sie gewissermaßen ein Lob beinhalteten, hatten ihnen durchaus keine Freude gemacht. Während der halben Stunde, die bis zum Endläuten fehlte, waren sie gedrückt und unaufmerksam, und Hödl musste sie mehrmals zur Ordnung rufen.

Auch auf dem Heimweg hielt ihre schlechte Stimmung an. Wie immer gingen Paul Goldmann und Hans Kessler zusammen nach Haus. Schweigend gingen sie nebeneinander her. Sie überquerten den

Beethoven-Platz und danach die Ringstrasse. Bei der Schelleingasse erwartete sie eine Gruppe Schüler der A-Klasse. Einer von ihnen streifte in provokanter Weise Goldmanns Schulter.

Sie versuchten weiterzugehen. Die Andern liessen sie passierend folgen ihnen aber in einem Abstand von vier Schritten. Etwa hundert Meter gingen sie schweigend hinter ihnen her.

„Aha!“ rief plötzlich einer von hinten. „Da gehen die Weisen. Die immer alles wissen!“

Einer der Verfolger sprang plötzlich vor und stellte seine Schulranne direkt vor Kesslers Nase. Im gleichen Augenblick versetzte ein anderer ihm einen Stoss von hinten. Er stolperte tief. Lautes Gelächter von seiten derer, die den Streich ausgeführt hatten, und ihrer Kumpane.

Kessler sprang auf und beide stellten sich mit dem Rücken zu Hauswand. Natürlich wurde es jetzt eine Keilerei geben und sie, die in der Minderzahl waren, würden dabei den Kürzeren ziehen. Aber jeder Fluchtweg war ja abgeschnitten.

„Los! Weg von da! Zu Hause warten sie mit dem Mittagessen!“

Eine einfach gekleidete Frau mit einer Einkaufstasche war gerade vor ihnen stehengeblieben. „Immer müssen sie raufen! Habt ihr nichts anderes zu tun? Wie ich so alt war wie ihr, ging man in die Schule, um was zu lernen! Schaut, dass ihr weiterkommt, oder ich hol einen Wachmann!“

Die forschenden Jünglinge aus der A-Klasse rannten auch schon. Kessler und Goldmann bogen um die Ecke. Sie waren sicher, dass ihnen zwei Strassen weiter wieder aufpassen würden. Doch hatten sie es anscheinend für diesmal aufgegeben.

Am nächsten Tag fanden die Schüler der III.B-Klasse, als sie nach der ersten Pause in ihr Klassenzimmer zurückkamen, unter ihren Pulten ein Flugblatt. Es war handgeschrieben, und die Kopien waren mittels Blaupapier hergestellt. Da der Professor sich um einige Minuten verspätet hatte, hatten sie genug Zeit, um den Text zu lesen:



Prof. Otto Pfeffer (Geografie und Geschichte), 1937



Hans Kunstadt, Georg Landau, Hans Loew im Akademischen Gymnasium (von links), 1937



Hans Kunstadt, Georg Landau, Radion Brendrau (?), Josef Ritter, Bernhard Klarfeld, Hans Loew (von links), 1937

„Was für eine Heuchelei!“

George W. Landau wurde am 4. März 1920 in Wien geboren. Er besuchte bis zur 7. Klasse das Akademische Gymnasium und wechselte dann ins Realgymnasium Albertgasse im 8. Bezirk. Später emigrierte er in die USA und kam 1945 als Soldat der US-Army nach Österreich zurück.

Wie wurde Ihnen mitgeteilt, dass Sie die Schule verlassen müssen?

Ich wechselte 1937 vom Akademischen Gymnasium in das RG VIII in der Albrechtgasse, weil ich Probleme mit dem Fach „Darstellende Geometrie“ hatte, im RG VIII lehrten sie stattdessen Englisch.

Haben Sie mit Ihren Eltern über Politik gesprochen?

Andauernd. Wir waren sehr besorgt über die Ausschreitungen der Nazi-Partei in Deutschland und die ansteigende Zahl illegaler SA- und SS-Mitglieder in Österreich. Es gab viele tragische Vorfälle, die mit der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß begannen.

Was war Ihr schlimmstes Erlebnis am Akademischen Gymnasium?

Im April 1938, ich ging gerade von der Schule nach Hause, blieb ich bei einigen jungen Leuten in SA-Uniform stehen und wurde gezwungen, den Gehsteig von einem „Volkspartei“-Emblem zu reinigen. Während ich das auf Händen und Knien tat, bin ich einige Male von schweren Steinen getreten worden.

Was war Ihr schönstes Erlebnis am Akademischen Gymnasium?

Das Lob, das ich vom Geschichtslehrer, Prof. Carl Weiss, bekam. Er spornete mich dazu an, seinem Beispiel zu folgen und auch Professor zu werden, spezialisiert auf Geschichte und Geografie.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie

Wien verlassen mussten?

Es war eine enorme Erleichterung, dass ich außer Gefahr war, aber ich war auch besorgt, weil ich meine Eltern zurückgelassen hatte. Damals habe ich gehofft, Wien nie wieder sehen zu müssen (ich wusste natürlich noch nicht, dass ich sieben Jahre später als U.S. Military Intelligence Officer zurückkehren werde!).

Gab es Nichtjuden in Ihrer Verwandtschaft?

Nein, nicht 1938. Aber als ich 1945-1947 in Gmunden stationiert war, lernte ich ein österreichisches Mädchen kennen – sie wurde später meine Frau. Letzten Monat, nach 62 Ehejahren, ist sie verstorben. Jetzt habe ich viele Verwandte in Oberösterreich und wir stehen uns sehr nahe.

Gab es Opfer in Ihrer Verwandtschaft?

Ein Onkel und eine Tante wurden vergast. Meine Eltern konnte ich rechtzeitig hinausschaffen und die beiden lebten viele Jahre glücklich.

Haben Sie das Akademische Gymnasium später noch einmal besucht?

Ja, 2008. Direktor Klemens Kerbler hat mich und meine zwei Söhne zum Frühstück eingeladen, bei dem auch zwei weibliche Lehrerinnen anwesend waren (Etwas Neues für mich. Als ich noch dort Schüler war, gab es so etwas nicht.).

Danach haben sie uns herumgeführt, uns wurden die Klassenräume gezeigt und wir haben mit ein paar Schülern geredet. Es war sehr emotional für mich und ich habe sogar zu weinen begonnen, als ich die Gedenktafel beim Eingang sah, die an jene Schüler und Lehrer erinnert, die wegen ihrer Religionszugehörigkeit vertrieben worden waren.

Haben Sie ehemalige Schulkameraden/Lehrer später wieder getroffen?

Die Lehrer sind jetzt alle tot. Die Schule hat keine Aufzeichnungen über die Aufenthaltsorte meiner früheren Klassenkameraden. Ich habe aber Direktor Kerbler einige Fotos von Lehrern und Schülern aus meiner Zeit dagelassen.

Können Sie sich an Ihren Klassenraum erinnern?

Ja, er war sehr altmodisch. **Hatten Sie ein Vorbild? Wenn ja, wer?** In diesem Lebensabschnitt (ich war etwa in eurem Alter) fand ich das ökonomische und politische Chaos bedenklich, das damals in Österreich herrschte, da vieles in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie besser gewesen war. Und ich dachte, die Rückkehr von Erzherzog Otto sei eine Lösung des Problems.

Hannah Riedler, Cornelia Walther

Alfredo Bauers Familiensaga „Los compañeros antepasados“ wird 2011 in deutscher Übersetzung im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft unter dem Titel „Die vorangegangenen Gefährten“ erscheinen. Der Autor erzählt in dem Buch neben vielen anderen Schicksalen auch seine eigene Geschichte. Im folgenden Auszug des Manuskripts zum Kapitel „Sportwettkampf“ des fünften Bandes werden Konflikte zwischen Lehrern und Schülern des Akademischen Gymnasiums behandelt.

„Als Kind empfindet man das ja ganz anders“

Hanns Fischer war eineinhalb Jahre lang Schüler des Akademischen Gymnasiums. Er emigrierte nach Palästina und kam 1959 nach Österreich zurück, um seinem Vater bei der Leitung der Firmen zu helfen. Den SchülerInnen der 4C berichtete er über die damaligen Verhältnisse in der Schule, die Odyssee nach Palästina und die Unbeschwertheit der Kindheit.

Wie haben Sie sich heute gefühlt, als Sie nach 72 Jahren wieder in diese Schule gekommen sind?

Es wurden Erinnerungen wieder geweckt. In erster Linie habe ich mir überlegt, was sich in den 72 Jahren verändert hat. Und ich habe gesehen, dass sich die Welt total verändert hat. Sie haben heute andere Möglichkeiten. Heute sind die Möglichkeiten, die uns allen offen stehen, ganz andere. Also, die Welt steht einem offen. Wenn Sie – sagen wir – hier in Österreich aufwachsen, steht nicht fest, dass Sie Ihren Lebensabend in Österreich abschließen müssen. Sie können überall auf der ganzen Welt sein.

Hat sich eigentlich die Schule und ihre Umgebung sehr verändert?

Die Schule ist heute eine andere Welt. Früher war die Schule ein notwendiges Übel. Man musste in die Schule gehen, man wurde gezwungen. Heute gibt es ja nicht mehr den Zwang. Das Verhältnis zwischen Lehrkörper und Schülern ist heute auch ganz anders. Es ist eine Vertrauensbasis da. Damals konnten Sie einen Lehrer nicht ansprechen. Sie konnten auch nicht mit ihm debattieren. Sonst hätte man gleich eine schlechtere Note bekommen.

Ich habe eher diese Schule gemeint, also das Haus, das Gebäude, die Umgebung, der Beethovenpark...

Nein, es hat sich nichts verändert. Im Gegenteil. Wenn man das Gebäude, die Gedenktafeln draußen sieht, die da angebracht sind, muss man sagen: Wirklich, es ist eine Elite, die da in die Schule gegangen ist.

Wie sind Sie von zuhause in die Schule gekommen? Mit welchem Verkehrsmittel?

Von der Wohllebengasse bis hierher ist es ein Katzenprung gewesen; über den Schwarzenbergplatz und man war schon in der Schule. Damals gab es – so wie wir es heute haben – die elektrischen Bahnen. Ein Fahrchein hat 30 Groschen gekostet. Das war schon viel Geld. Aber es gab eine Möglichkeit, für zehn Groschen zu fahren: Nämlich wenn man direkt neben dem Konduktor gestanden ist: Der hat keine Fahrkarten gegeben, der hat nur aufgepasst, dass zehn Groschen in den Automaten eingeworfen wurden und man konnte mitfahren.

Wie waren damals die Lehrer im Akademischen Gymnasium und die Lehrmethoden?

Ich war eineinhalb Jahre in der Schule. Es war eine reine Bubenschule, es

gab keine Mädchen; außerdem war es so, dass die Buben nach ihrer Religion aufgeteilt wurden. Die C-Klasse war die Judenklasse, ganz einfach. Die Zeit war nicht schön. Es hat Austrofaschismus geherrscht und die Kirche war sehr stark: Es gab einen Zwang durch die Religion. Die Schüler mussten am Montag in der Schule beweisen, dass sie in der Kirche waren – alle haben eine Bestätigung mitbringen müssen. Das gleiche galt auch für Juden. Natürlich hat einer die Karte für den anderen mitgenommen und nicht jeder war in der Kirche oder in der Synagoge. Das ist klar.

Damals war der Professor der liebe Gott. Es gab verschiedene Schichten und Kasten – man kann sagen, die Schüler haben sich immer benachteiligt gefühlt. Und man konnte nicht mit dem Professor debattieren. In dem Schülerkatalog des Akademischen Gymnasiums von 1938 steht, Sie hätten eine Stunde im Karzer (Raum für Arreststrafen, Anm.) verbringen müssen, weil Sie einem Mitschüler etwas angetan hätten. Können Sie sich erinnern?

Bei Gott nicht. Aber irgendwas wird schon vorgefallen sein. Wir waren eine reine Bubenklasse. Wahrscheinlich hat es eine Rauferei gegeben. Was anderes kann ich mir nicht vorstellen.

Und eine zweite Eintragung hat es dann auch noch gegeben. Abgemeldet im März 1938 aus gesundheitlichen Gründen.

Ich glaube, dass wir uns offiziell nicht abgemeldet haben, weil wir so geschwind weg mussten. Irgendwas muss man ja reinschreiben, damit man auf die Frage etwas weiß, was mit den Schülern passiert ist.

Was war Ihr Lieblingsfach in der Schule?

Geografie. Ich hab es gerne, fremde Länder zu sehen. Das hat mich immer interessiert. Ich hatte wenig übrig für Chemie, das war mir zu abstrakt. Physik ist schon gegangen. Und Geschichte war interessant.

Haben Sie im Unterricht über Politik gesprochen?

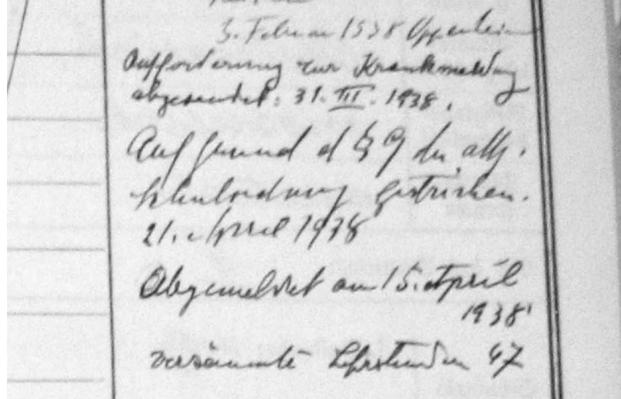
Nein. Man hat ja nicht gewusst, mit wem man sprach. Und wenn ein schiefes Wort gesagt worden wäre, hätte es schlecht ausgehen können.

Gab es Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Schule?

Ich glaube nicht. Wer sollte in der Schule Widerstand leisten? Wir waren damals zehn bis elf Jahre alt.

Haben Sie gemerkt, dass Freunde antisemitischer geworden sind?

Nein. Im Gegenteil. Die größten Antisemiten sind ja die, die in ihrem Leben noch keinen Juden gesehen haben. Tiroler zum Beispiel. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wir haben eine Bedienerin gehabt, nachdem wir zurückgekommen sind, das war in den 60er-Jahren. Und meine Frau hat immer gleich gesagt: „Sie sind hier in einem jüdischen Haus. Ich sage es Ihnen gleich, falls es Ihnen nicht passen



Auszug aus dem Klassenkatalog des AG: „abgemeldet am 15. April 1938“



Hanns Fischer in der Klasse der 4C



Ehepaar Fischer in Dresden

sollte.“ Die Bedienerin hat gesagt: „Das stimmt ja nicht – Sie sind nicht jüdisch – Sie haben ja keine Hörner.“

Sie haben nie persönlich Antisemitismus gespürt?

Nein. Ich hab es nicht gespürt, aber es hat mich dann sehr interessiert, nachdem unsere Töchter acht Jahre hier im Gymnasium Klostergasse waren. Sie haben nie eine antisemitische Bemerkung gehört, nie. Also in der Hinsicht hat es eine Aufklärung gegeben, auf jeden Fall ein gegenseitiges Verständnis. Obwohl sie in der ganzen Schule die einzigen jüdischen SchülerInnen waren.

Wie religiös waren beziehungsweise sind Sie?

Ich würde sagen, ich bin unreligiös. Natürlich müssen Sie ein etwas glauben – Sie können nicht im leeren Luftraum leben: Sie müssen irgendwo hingehören. Aber es war ein Unterschied, ob Sie die Religion ausüben oder nicht.

Haben Sie daran gedacht, Ihre Konfession zu ändern?

Nein, eigentlich nicht. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht – so ist man halt geboren. Wenn Sie etwas ändern, brauchen Sie ja einen Grund. Da müssen Sie wissen, warum Sie es ändern.

Wer war Ihr bester Freund im Akademischen Gymnasium?

Ich sage aufrichtig, es gab damals nicht diese Freundschaft, die es heute gibt. Man ist in die Schule gekommen, man musste lernen und ist nachhause gegangen. Man ist viel weniger beweglich gewesen. Man hat sich nicht so, wie es heute ist, gegenseitig besucht. Das ist dann in den späteren Jahren, also in der 5., 6., 7. Klasse Gymnasium sicher anders gewesen. Aber mit zehn, elf Jahren ist man schön brav nachhause gegangen.

Wofür haben Sie sich interessiert?

Für Fußball. Mein Bruder hat mich immer mitgenommen auf den Fußballplatz. Der war Admira-Anhänger. Ich war Austria-Anhänger. Da haben wir uns schon mal ein bisschen gestritten. Unser Chauffeur war Rapid-Anhänger. Also, das war damals der Lebensinhalt – Fußball. Aber es gab ja keine anderen Möglichkeiten. Für Theater bin ich zu jung gewesen und Jugendklubs in dem Sinne hat es noch nicht gegeben.

Welchen Wunschberuf hatten Sie, als Sie in der Schule waren?

Mit zehn, elf Jahren hat man noch keinen Wunschberuf. Da hat man vielleicht

Flausen im Kopf – ich will Astronaut werden, aber das hat es damals noch nicht gegeben. Ich hab mir nicht ernstlich Gedanken gemacht, was ich arbeiten will. Da ist man zu jung dazu gewesen. Vor 70 bis 80 Jahren hat es ja nicht diese Vielfalt von Möglichkeiten gegeben, wie Sie sie heute haben. Es gibt heute Berufe, über die man vor 50 Jahren überhaupt noch nichts gewusst hat.



Als Kadett der Marineschule (1943)



Der Soldat Hanns Fischer bei der „Israel Defence Forces“ (1948)

Welche Gefühle hatten Sie, als Sie Wien verlassen mussten?

Als Kind haben Sie keine Gefühle. Als Kinder waren wir immer daran interessiert, etwas Neues zu sehen, was Neues zu hören und so weiter. Also ich muss sagen, ich habe nie etwas Negatives gespürt. Ich habe mich genauso – entschuldigen Sie – sauwohl gefühlt, wie ich mich in Wien gefühlt habe. Man muss sich halt adaptieren. Andere Sprache, andere Kultur, andere Freunde, aber man hat sich arrangiert. Als Kind ist das nicht so arg.

Haben Sie Ihre ehemaligen Mitschüler wieder einmal getroffen?

Nein, nie. Ich bin dann so viele Jahre nicht in Österreich gewesen und ich habe nie jemanden getroffen. Das ist nicht der Fall gewesen.

Können Sie etwas über Ihre Flucht erzählen?

Zunächst sind wir nach Frankreich emigriert. Dort bin ich weiter ins Gymnasium gegangen. Mein Vater war in Westfrankreich interniert. Natürlich haben wir nicht mit ihm korrespondieren können und als dann die Deutschen vor Paris gestanden sind, hat meine Mutter

gesagt, wir müssten weg, sonst hätten die gleiche Misere wie in Österreich. Da gab es eine besetzte und eine unbesetzte Zone in Frankreich. Wir sind von der besetzten Zone, die ungefähr durch die Mitte Frankreichs gegangen ist, in die unbesetzte Zone gekommen. Das war in der Nähe von Bordeaux und wir haben abgewartet, wie es weitergeht. Über den Vater haben wir nichts mehr gehört.

Wir versuchten nach Palästina weiterzukommen. Im Mai 1940 sind wir in der Stadt Porto, in Portugal, gelandet. Später konnten wir Kontakt in Paris aufnehmen, der Vater hat ja nicht gewusst, wo wir sind. Wir konnten ihn dann brieflich ausforschen und er ist dann schwarz über die Pyrenäen nach Portugal gekommen. Da war die Familie wieder mehr oder weniger vereint. Und unser Wunsch war: Wir wollen nach Palästina.

Man hat gesagt, da gebe es eine Möglichkeit: Übers Mittelmeer per Schiff. Das ist aber nicht gegangen, weil das faschistische Italien mit Griechenland Krieg geführt hat – also war das Mittelmeer gesperrt. Weil wir keine andere Möglichkeit hatten, sind wir mit dem Schiff nach Südafrika gereist. Um Weihnachten 1940 sind wir in dann in Lourenço Marques, das ist die Hauptstadt, die heute Maputo heißt, in Moçambique gelandet. Eine Verbindung durch den Suezkanal gab es nicht, denn die Deutschen sind eigentlich schon vor den Toren Kairos gestanden. So wollten wir es mit dem Schiff probieren. Geld hatten wir aber keines. Südafrikanische Juden waren uns aber sehr behilflich, sie hatte uns Geld geborgt, das waren damals 125 Pfund Sterling pro Person und wir waren vier Personen. Daraufhin sind wir vier Tage geflogen von Mocambique, also von Südafrika über Mocambique, über Kenia Karthum nach Kairo. Flugplätze hat es ja noch keine richtigen gegeben. Das waren alles Wasserflugzeuge. So sind wir dann mit Mühe und Not in Kairo angekommen und per Bahn nach Palästina gefahren: Ostern 1941 kamen wir an.

Und dann bin ich dagestanden und hab gesagt, ich muss irgendeinen Beruf oder irgendwas machen, also habe ich mich in die Marineschule eingeschrieben. Und habe dort Schiffsmechanik gelernt. Nach dem Krieg gab es aber keine Schiffe mehr, darum war ich in der metallverarbeitenden Industrie tätig.

Wie ist es Ihnen auf der Flucht ohne spezielle Sprachkenntnisse gegangen?

Als Kind lernt man ja leicht Sprachen. Und wenn man in einem neuen Land ist, geht es noch rascher. Ich habe nach ein paar Monaten französisch gesprochen, ohne Wiener Aussprache und ohne Akzent. Die älteren Leute haben sich natürlich sehr schwer getan.

Warum sind Sie wieder nach Österreich zurückgekommen?

Mein Vater hatte früher zwei Firmen. Eine produzierte Autokühler für die Firma Steyr, die andere Möbelbeschläge. Sie befanden sich im 20. Wiener Gemeindebezirk am Höchstädtplatz. Die Firmen, die der Vater gehabt hat, waren durch Aktiengesellschaften aufgeteilt, die Aktien waren bei der österreichischen Nationalbank deponiert. Die Deutschen sind ganz einfach zur Nationalbank gegangen, haben die Aktien behoben und haben gesagt, so, die Firma gehört jetzt uns. Und jetzt fängt die Misere an: Das war ein Österreicher, der mehr oder weniger der Geldgeber war, der Nazi war

der Deutsche. Und wie es dann nach dem Krieg zur Restitution gekommen ist, haben die Russen gesagt, das kommt ja gar nicht in Frage. Alles, was deutsch ist, gehört uns. Es ist sogar so weit gekommen, dass die Russen einen Putsch veranstaltet haben und alle erzeugenden Firmen im 20. Bezirk gezwungen haben, Maschinen abzubauen und nach Russland zu verschicken. Zu dem ist es nicht gekommen, weil wir gute Beziehungen zur Belegschaft gehabt hatten. Die haben die Maschinen vergraben und die Tore verbarrikiert, damit ja nichts geschieht.

Später wurden die Firmen wieder zurückgegeben und mein Vater sagte, dass er den Betrieb allein nicht führen könnte und ich sollte nach Österreich zurückkommen. Das war im Jahr 1959. Inzwischen hatte ich 1950 geheiratet. Meine Frau stammt aus Dresden und wir haben zwei Töchter. Also sind wir nach Österreich gekommen. 1960 ist mein Vater verstorben und ich stand da mit den beiden Firmen. Es war nicht leicht, weil wir haben insgesamt über 500 Arbeiter und Angestellte gehabt. Und um zu überleben, mussten wir rationalisieren. Ich hab es dann so weit gebracht, dass wir nach 40 Jahren auf 200 Leute gesunken sind,

Natürlich war die Hoffnung, dass einmal die Tyrannei, die da unter Hitler bestanden hat, zu Ende geht. Während des Krieges hat man gesehen: Das kann für das „Deutsche Reich“ nicht gut ausgehen. Die sind ja vormarschiert bis in den Ural und sind in Russland gesessen. Das konnten sie nicht durchhalten. Unmöglich. Und der Widerstand ist dann immer stärker geworden.

Haben Sie gewusst, was mit Juden in den Konzentrationslagern passiert oder haben Sie das erst später erfahren?

Wir haben natürlich mehr gewusst als unsere Mitbürger nichtjüdischen Glaubens. Ich will nicht sagen, sie haben weggeschaut, aber sie haben feststellen müssen, dass die Nachbarn nicht mehr da sind. Aber sie sind der Sache nicht auf den Kern gegangen, was mit denen wirklich geschehen ist. Dass es so schlimm werden könnte, dass es eine industrielle Vernichtung gab, das konnte man sich selbst nicht vorstellen.

Was ist eigentlich mit Ihrer Wohnung in Wien, Ihren Besitztümern, die Sie zurückgelassen haben, passiert?

Weil die Wohnung gut ausgestattet war, ist sie sicher geplündert worden. Da haben sich die Nachbarn wahrscheinlich schon vorher informiert. Genauso



Bei der Ausbildung in der Marineschule als Schiffsmechaniker (1942)

obwohl der Umsatz gestiegen ist. Nachdem meine Töchter nicht in Österreich leben, habe ich ungefähr 2000 beschlossen, die Firma zu veräußern. Das war nicht so einfach, aber es ist mir dann gelungen. Und so bin ich eigentlich seit 2003 ein Rentner und in den Ruhestand getreten.

Hat es für Sie auch schöne Erlebnisse gegeben während der Zeit, als Sie fliehen mussten?

Als Kind empfindet man das ja ganz anders. Die Eltern haben die Sorgen gehabt. Die Kinder haben die Gaudi gehabt. Man hat ja gar nicht gespürt, dass man verfolgt wurde. Wir sind ja nicht verfolgt worden. Im Gegenteil: In Frankreich hat man das Leben genossen. Und dann: Für mich war jeder Aufenthalt, ob in Portugal, ob es in Afrika war, hochinteressant. Mir hat das viel gebracht. Also ich habe das eigentlich nicht als schlimme Zeit empfunden. Es hat uns nichts gefehlt. Zu essen haben wir gehabt, Schlafgelegenheit haben wir gehabt. Und als Kind empfinden Sie nicht, dass Sie sich den Kopf zerbrechen müssen.

Wie haben Sie damals den Verlauf des Krieges eingeschätzt?

jüdische Geschäfte in Wien geplündert worden sind. In Deutschland gab es Disziplin. Der Jude ist deportiert worden, das Geschäft wurde nicht angerührt. Die Mentalität war eine andere.

Die Firmen und das Haus in Hinterbrühl wurden uns nach dem Krieg rechtmäßig, nach einem Wiedergutmachungsprozess, wieder zurückgegeben.

Es gibt nach wie vor Prozesse gegen ehemalige Nazi-Verbrecher. Jetzt zum Beispiel gegen John Demjanjuk, der in Deutschland wegen Verbrechen im Vernichtungslager Treblinka angeklagt wird. Wie denken Sie über diese späte Gerechtigkeit?

Natürlich haben diese Leute Unrechtes getan. Aber eine angemessene Strafe für diese Verbrechen gibt es gar nicht. Das waren schwache Charaktere, die haben halt mitgemacht. Es gibt natürlich auch solche, die es aus Überzeugung gemacht haben. Aber der Großteil hat es – wie man so sagt – geduldet.

Marcus Hübsch

„In gewisser Hinsicht bin ich ein Optimist“

Hans Reichenfeld flüchtete nach Großbritannien. Seine Schwester und später seine Eltern konnten nachkommen. In Österreich wurde er nie wieder sesshaft. Nach dem Medizinstudium in London praktizierte er als Allgemeinmediziner in Birmingham. 1966 übersiedelte er mit seiner Familie nach Kanada, wo er heute lebt.

Wo sind Sie aufgewachsen und in welchen Schulen waren Sie?

Ich bin im 3. Bezirk aufgewachsen und bin in die Volksschule in die Klimgasse gegangen. Und dann bin ich in die Mittelschule gegangen, ich musste eine Aufnahmeprüfung machen - damals war das so. Nach dem ersten Jahr an der Mittelschule bin ich in das Bundesgymnasium im 3. Bezirk gekommen. Ich habe eine sehr energische Mutter gehabt. Sie wollte immer das Allerbeste für mich. Und irgendwie hat sie gedacht, dass es bessere Schulen gibt als im 3. Bezirk. Ich persönlich hab das aufgeschrieben in meinem Tagebuch, ich hab das ganz nett gefunden. Wie gesagt, das erste Jahr hab ich dort gemacht. Im zweiten Gymnasiums-Jahr bin ich in das Akademische Gymnasium gekommen. Ich war in dieser Schule bis 1938. Vier Jahre lang bin ich in diese Schule gegangen.

Ich hab mich in der Schule für alles mögliche interessiert, ich hab bei den chemischen Übungen mitgemacht. Bin zwei Mal in der Woche in der Mittagszeit Eislaufen gegangen. Das Zweite, was ich außerhalb der Schule gemacht habe, war Fechten. Ein Sport, den ich eigentlich viele Jahre lang betrieben habe.

Waren in Ihrer Klasse ausschließlich Juden?

Nein, es war keine rein jüdische Klasse, erst dann ab 1938. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Juden oder wie viele Nichtjuden in der Klasse waren. Ist auch heute noch so ähnlich, dass man im Religionsunterricht aufgeteilt ist. Wir waren aufgeteilt in Katholiken, Protestanten und Juden. Außerhalb des Religionsunterrichts war es ein sehr angenehmes Verhältnis, ich hab viele Freunde gehabt, die Nichtjuden waren. Wir waren eine schöne Klasse, damals war es noch sehr friedlich.

Haben Sie die politischen Ereignisse als Kind mitbekommen?

Wir haben gewusst, dass große Veränderungen kommen werden: Im Februar 1934 war ja ein großer Aufstand. Wir haben gewusst, dass die Nazis im Juli einen Putsch gemacht haben und den Bundeskanzler Dollfuß ermordet haben, daraufhin war man immer politisch interessiert, nicht engagiert, aber interessiert, man hat die Zeitung gelesen, damit man weiß, was da vorgeht. Andererseits muss ich auch sagen, dass meine Mutter eine Schwester gehabt hat, die Ärztin war. Sie war Oberärztin in einer Jugendheilanstalt nicht weit von hier. Dort hat es einen ehemaligen Parlamentsabgeordneten gegeben, der ihr Patient war. Und als sie am Wochenende nach Wien gekommen sind, da haben wir ihn kennengelernt und der hat natürlich sehr viel über Politik geredet: Er habe mit Leuten aus Deutschland Kontakt gehabt, wo es ein bisschen Widerstand gegeben habe.

Er meinte, dass das noch was werden würde.

Ich persönlich war nur mit einer kleineren Gruppe verbunden. Eines Tages sind wir auch durch die Stadt gegangen mit Abzeichen wie „Freies Österreich“, „Wir wollen, dass Österreich Österreich bleibt und nicht von den Deutschen aufgefressen wird“ und „Wir pfeifen auf das dritte Reich!“ Da hat es auch andere gegeben mit dem Spruch „Schick mit Ja, die Jugend will es“. Wir waren eine kleine Gruppe, im Gegensatz zu den Nazis, die bei den Demonstrationen viel mehr Leute waren. So einer Gruppe sind wir dann auch begegnet, aber wir sind einfach weitergegangen. Beide Gruppen waren gegenüber der Stadt, wo noch größere Demonstrationen von Nazis waren. Die haben das Hakenkreuz ge-



Professor für Chemie: Robert Milan (1936)

tragen, sie haben die Hakenkreuz-Fahne geschwungen und haben auch Lieder über Deutschland gesungen. Ich wollte nicht mehr dort bleiben, hab meine ganzen Abzeichen genommen und bin halt nach Hause gegangen. Kurz darauf war natürlich der Einmarsch von den deutschen Truppen.

Was ist in der Schule nach dem „Anschluss“ passiert?

In der Schule sind zunächst alle jüdischen Lehrer gekündigt worden, es wurde ein anderer Direktor eingesetzt, der Herr Schmidt, der Turnlehrer war. Das erste, was sie gemacht haben, war eine Feier für den „arischen Führer“. Und der neue Direktor hat erzählt, wie großartig es sein werde, wenn Österreich verschwinde. Dann hat er noch eine andere Rede an die jüdischen Schüler gehalten: Er meinte, dass sie sich benehmen sollten. Tatsächlich, wie ich es auch in meinem Tagebuch niedergeschrieben habe, gab es nie antisemitische Ausschreitungen. Aber unter den Schülern waren auch sicher einige Nazis. Interessant war auch, wie die Lehrer auf die Umstellung reagiert haben. Der Chemielehrer ist in die Klasse gekommen und hat gesagt, dass er Kopfweh habe und dass wir machen können, was wir wollen.

Aber besonders imponiert hat mir der Griechischlehrer. Die Juden sind auf der einen Seite gesessen und die Nichtjuden auf der anderen Seite. Dem Griechischlehrer war es egal, auf welcher Seite man sitzt, denn er hat gesagt, wenn man

nichts könne, falle man durch! Das hab ich sehr interessant gefunden.

Wie war denn das Verhältnis zwischen den Juden und den Nichtjuden in der Klasse nach dem „Anschluss“?

Wie unter ganz gewöhnlichen Mitschülern!

Auch nach dem „Anschluss“?

Ja, in meiner Klasse war nur einer eine Art Nazi. Also, wie gesagt, in diesem ersten Monat wurden spezielle Schulen nur für Juden bestimmt und die anderen wurden sozusagen „arisiert“. Alles, was man sich ausgeborgt hatte, musste man wieder abgeben und dann in die andere Schule gehen und das war das Bundesgymnasium in der Zirkusgasse im 2. Bezirk. Wir haben uns von unseren Mitschülern verabschiedet und sind gegangen. So sind wir dann in die Zirkus-

Ich habe gewusst, dass es in Österreich keine Existenzmöglichkeiten für Juden geben wird, aufgrund der „Rassengesetze“, sagen wir's mal so. Meine Tante, die Oberärztin war, ist sofort geflohen. Sie hat gewusst, dass sie nie wieder die Stelle bekommen wird. Jüdische Eltern haben sich bemüht, ihre Kinder aus dem Land zu bekommen. Das war der Ursprung der Kindertransporte. Ich hab ja schon gesagt, dass meine Mutter sehr energisch war, sie wollte immer etwas unabhängig machen, und das hat sie wirklich gut gemacht. Wir haben uns damals gefragt, wohin wir jetzt gehen sollen. Denn viele Länder haben praktisch „zugesperrt“; man konnte eine Zeit lang auch ohne Visum nach Italien kommen, so ist mein Onkel geflohen. Aber meine Mutter hat eher alle möglichen Interessen gehabt und hat dann einen sehr bekannten Quäker kennengelernt. Er hat sie dann gefragt, ob er helfen könne.

Er hat sich dann mit den Quäkern in England in Verbindung gesetzt und hat eine Schule für mich gefunden im Nordosten Englands. Diese Schule hieß „Friends School Great Ayton.“ Meine Mutter hat dann alles organisiert und so bin ich halt in diese Schule gekommen. Die Schule hat mir dann eine Anzahl von Sachen vorgeschrieben (Strümpfe, Unterhosen...). Ich hab dann den Koffer gepackt und hab mich in den Zug gesetzt. Natürlich denkt man da heute sofort an eine Flucht, es war ja auch eine. Aber für mich war da damals eine Art Ferienstimmung. Ich war in der Zeit 15 Jahre alt, die Reise hat fünf Wochen gedauert, weil ich an verschiedenen Stellen gewesen bin und die Fahrt war auch sehr interessant wegen der Natur. Ich war dann ein paar Tage in London und dann bin ich in die Schule gekommen.

Warum ist Ihre Schwester nicht mitgefahren?

Ich hab nur eine Schwester gehabt, sie war zwei Jahre jünger. Später hat sie sich beschwert, weil ich als Junge besser behandelt wurde. Eigentlich hätte meine Mutter einen zweiten Sohn haben wollen, wir haben erst später darüber geredet. Sie hat zu einer Pfadfindergruppe dazugehört, die organisierte, dass sie in dieselbe Schule kommt, aber nicht ins Internat. Wie das damals so war, mussten sie die Bewilligung der Regierung haben. Und da hat ein Engländer die Verantwortung übernommen. Sie ist dann nur tagsüber in die Schule gegangen und abends war sie in einem englischen Heim. Buben und Mädls waren in der Schule nicht getrennt, wir haben auch gemeinsam gegessen und wurden auch in den Klassen gemeinsam unterrichtet. Aber sonst lebten wir separat von den Mädls, wir hatten nicht viel Kontakt mit ihnen, daher hatte ich sogar mit meiner Schwester nicht viel Kontakt. Unter den anderen Schülern waren auch einige Flüchtlinge aus Deutschland oder Österreich. Ich persönlich hab mich besonders gut mit dem Wolfgang befreundet, der zwei Jahre älter war als ich. Mit ihm habe ich hauptsächlich über die Welt diskutiert, wir haben uns nicht so viel Sorgen gemacht, was mit den Eltern geschehen könnte.

Haben Sie mit Schülern Kontakt gehalten, die länger im Akademischen Gymnasium geblieben sind?



Chanukah 1929 (rechts Hans Reichenfeld)



Die Familie beim Musizieren



Chanukah 1929 (rechts Hans Reichenfeld mit seiner Schwester bei der Hausübung)



Vorlesungsstunde

Eigentlich habe ich nur mit einem einzigen Burschen Kontakt gehalten, der hat Gregory geheißen, er war aus Ungarn. Mit dem habe ich korrespondiert, der ist aber aus Wien mit seinen Eltern gemeinsam zurück nach Ungarn gefahren. Er war kein Jude, aber ich glaube seine Mutter schon. Ich habe noch einige Briefe von ihm. Nach dem „Anschluss“ von Österreich war ja noch die Geschichte mit der Tschechoslowakei und die Ungarn sind dann auch noch in Rumänien einmarschiert. Über diese Sachen habe ich dann auch mit Wolfi (Wolfgang) diskutiert, über Krieg und Politik.

Was ist mit Ihren Eltern in Österreich passiert?

Meine Schwester hat zur Situation meiner Eltern gemeint, dass sie nicht so gut sei, aber das Leben nun mal weitergehen würde. Mein Vater war ja Arzt und hatte eine kleine angenehme Praxis im 3. Bezirk. Daher hat sich meine Schwester keine Sorgen gemacht und gemeint, dass er immer Arzt bleiben würde. Er dürfte aber nur noch jüdische Patienten betreuen. Im November 1938 war die „Reichskristallnacht“. Die Eltern wollten nicht, dass wir uns Sorgen machen darüber, was da passiert war, daher habe ich jede Woche Briefe bekommen. Einer war mit der Handschrift meiner Mutter geschrieben und der andere, von meinem Vater, mit der Schreibmaschine, so haben wir gemerkt, dass da was passiert ist. Meine Eltern haben mir nach ein paar Wochen geschrieben, dass mein Vater im November 1938 verhaftet worden war. Meine Familie hat aber viel Glück gehabt. Damals sind viele Juden nach Dachau geschickt worden. Aber mein Vater war nur auf der „Lisli“, die Gefangenen haben dort Schach gespielt und haben natürlich auch versucht herauszukommen. Meine Mutter konnte eine gültige Fahrkarte für Shanghai vorweisen, so wurde mein Vater freigelassen. Viele Flüchtlinge sind nach Shanghai emigriert, weil man dafür kein Visum brauchte. Einer meine Tanten hat dort den Krieg überlebt.

Sind Ihre Eltern also nach Shanghai gekommen?

Die Fahrt war über England gebucht und dort sind sie geblieben. Die Verordnung der britischen Regierung war so, dass meine Mutter eine Stellung als Hausgehilfin hätte nehmen können. Das heißt, sie hat eine Arbeitserlaubnis gehabt. Die Männer haben zu dieser Zeit nicht die geringste Arbeit machen dürfen. Gar nichts, überhaupt nichts! Sie waren eine Zeit lang bei der Familie, wo meine Schwester war, dann hat aber meine Mutter eine Stelle in Schottland bei einer reichen Dame als Begleiterin bekommen. Damals waren natürlich eine ganze Menge Flüchtlinge in Schottland, die einen Club gegründet haben. Beide haben zusammen einen Posten als Hausbedienten bekommen. Auf diese Art bin ich dann von der Schule nach Edinburgh gekommen. Später hab ich dann auf der Universität dort studiert, denn ich wollte Wissenschaftler werden.

Haben Sie den Kriegsverlauf durch die Medien mitbekommen?

Ja, sehr viel. Ich habe es auch verfolgt durch Zeitung und Radio. Aber es ist auch einiges geschehen, das ich nicht mitbekommen habe. Wir haben zum Beispiel erst viele Jahre später von der Massenermordung erfahren. Da war beispielsweise die Frage, wie man über den Spanischen Bürgerkrieg denkt. Jeder hatte eine andere persönliche Meinung. Das kann man nicht so rasch zusammenfassen.

Hat Ihr Vater die Praxis wieder zurückbekommen?

Als er nach England gekommen ist, hat er ja noch gar nichts arbeiten dürfen. Später, nachdem er auf der englischen Universität studiert hatte, hat er auch anschließend das englische Diplom bekommen, womit er die Erlaubnis hatte zu arbeiten. In England gab es 1940 eine Internierungspolitik, Tausende von Flüchtlingen sind interniert worden. Mein Vater ist auch interniert worden und hat er ja nachher nach Kanada geschickt worden. Nach ein paar Monaten, als er freigelassen wurde, durfte er nicht nach Edinburgh zurück. Alle ehemaligen Flüchtlinge sind nach Glasgow gekommen. Die Erlaubnis, in England als Arzt arbeiten zu dürfen, hat sich dann auch geändert, um diese Zeit war nämlich der Krieg und die Engländer sind natürlich mit einbezogen worden. Mein Vater hatte zwar nicht die Erlaubnis, eine eigene Praxis zu eröffnen, aber durfte zumindest eine Stelle übernehmen. Auf diese Weise hat er in Birmingham eine Stelle bekommen.

Was ist mit der Wiener Praxis passiert?

Keine Ahnung, mein Vater hat sich nicht darum gekümmert. Auf diese Weise hat er keine Rückerstattung bekommen.

Wissen Sie, was mit Ihrer Wohnung passiert ist?

Ich wollte mir das Haus anschauen, damit ich sehe, was passiert ist, aber es war zugesperrt. Wie gesagt, es war ein Vermögen. Zu der Zeit haben Ärzte nicht sonderlich viel verdient. Damals gab es kaum einen Arzt, der eine Praxis hatte, sie haben eher Hausbesuche gemacht. Jetzt ist es aber ganz anders.

Warum sind Sie nicht nach Österreich zurückgekommen?

Ich wäre gerne zurückgekommen, aber die Frage war, was mach ich da jetzt? Ich wollte selber Arzt werden, ich hab verschiedene österreichische Universitäten angeschrieben, aber die hatten keinen Platz mehr frei. Ich war beim britischen Militär, darum wurde es mir ermöglicht, in Großbritannien studieren zu können. In der Zwischenzeit hatte ich auch meine Frau kennengelernt. So bin ich geblieben.

Meine Frau meinte 1963, wir sollten nach Österreich reisen, weil für mich so viele Erinnerungen damit verbunden seien. Ich muss sagen, ich hab mich hier gleich wohlfühlt. Man hat uns sehr Willkommen geheißen. Meine Frau war auch begeistert.

Sind Sie religiös?

Nie. Ich hatte meine Bar Mitzwa mit 13, weil jeder der Bar Mitzwa hatte.



Die Reichenfelds (Hans ist der Zweite von links in der ersten Reihe)

Es gab sehr kurze Zeremonien dazu. Meine Eltern wollten, dass ich intensiver glaube. In der jüdischen Religion ist das große Buch die Thora und jeden Tag wurde ein gewisser Abschnitt vorgelesen. Wir sind dann in die Synagoge gegangen, aber meine Eltern waren auch nicht wirklich religiös. Aber sie meinten, das gehöre eben dazu. Ich habe sehr viele Bücher geschenkt bekommen, unter anderem deutsche Literatur und die gesamte Ausgabe von Heinrich Heine, das alles hab ich in meinem Tagebuch geschrieben, er hat nichts Jüdisches zitiert, nur Latein hat er zitiert und Goethe. Wir waren also nur Teil der jüdischen Kultur.

Wie war das Gefühl, als sie in die Zirkusgasse „umgeschult“ wurden?

Wir haben das nicht sehr ernstgenommen. Das Glaubensbekenntnis ist nicht mal im Religionsunterricht durchgenommen worden. Ich weiß nicht, ob sich viel verändert hat. Das größte Fest der Juden, Pessach, haben wir zu Hause schon gefeiert. Chanukka haben wir auch gefeiert, das hat alles irgendwie alles dazugehört, ohne dass man sich große Gedanken darüber gemacht hat.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie das Akademische Gymnasium wieder betreten haben?

Sehr gut. Also vor zwei Jahren habe ich diese Schule ja wieder besucht. Und was mir da aufgefallen ist, war die Offenheit über die Geschehnisse in meiner Zeit. Das fühlt sich, wie gesagt, sehr gut an, dass ein älterer Herr hier reinkommen kann und die Möglichkeit hat zu sprechen.

Was ist der Unterschied zwischen dieser und Ihrer früheren Klasse?

Erstens einmal gab es keine Mädels in der Schule, es war früher ein Knabengymnasium. Die Bankreihen waren frontal aufgestellt, zur Tafel. Man fühlt sich jetzt viel freier. Auch bei den Konversationen hat sich vieles verändert: Man hatte nie persönlichen Kontakt zu den

Lehrern, sie waren die Lehrer und wir die Schüler. Es war formeller als heute.

Hatten Sie auch schlimme Erlebnisse zur Zeit des Krieges?

Jetzt ist ja gerade die deutschsprachige Übersetzung von Ludwig Laher meiner Biografie „On the Fringe“ erschienen. Wir haben lange über den Titel diskutiert. Einer hätte meiner Meinung nach besonders gut gepasst: „Die Niederlage des unverbesserlichen Optimisten“. In gewisser Hinsicht bin ich ein Optimist. Ich habe auch einen Talisman, angeblich wurde ich mit einer „Glückshaube“ geboren: Davon spricht man, wenn ein Kind mit der Fruchtblase über dem Kopf geboren wird. In der Mythologie kann man in diesem Fall nie ertrinken. So hab ich mir gedacht, mir wird nichts passieren. Ob es wahr ist, wird sich noch herausstellen.

Sonia Balint, Evelyn Gaia



Hans Reichenfeld reiste aus Kanada an



Direktor Klemens Kerbler und Hans Reichenfeld bei der Gedenkveranstaltung „umgeschult“

Hans Reichenfeld: Eine bewegte Biografie

Evelyn Gaia und Ivana Javritchev haben Hans Reichenfelds Autobiografie „On the Fringe: A Sort of Autobiography“ (Ottawa, 2006) gelesen. Reichenfeld berichtet über seine Erlebnisse zur Zeit des „Anschlusses“, seine Flucht und wie er seine Frau kennengelernt hat. Im folgenden Text wird der Lebenslauf von Hans Reichenfeld kurz zusammengefasst.

Hans Reichenfeld wurde 1923 geboren und wuchs in Wien auf. Er wohnte mit seinen Eltern und seiner Schwester Eva in der Radetzkystraße. Zur Schule ging er in das Akademische Gymnasium. Mit dem „Anschluss“ im März 1938 wurde ihm die politische Realität bewusst: Mit seinen Eltern sprach er auch über Politik, mit seiner Schwester eher weniger, da sie noch zu jung war.

Die Familie war sich der Gefahr bewusst. Noch im selben Jahr flüchtete Reichenfeld nach London. Seine restliche Familie blieb einweilen noch in Wien. Er besuchte die „Friends School Great Ayton“; dort waren Mädchen und Burschen nicht getrennt, was für ihn ungewohnt war. Er lernte Wolfi kennen, der zu seinem besten Freund wurde und auch aus Wien geflohen war. Später kam auch seine Schwester nach und ging in die selbe Schule. Nach einem Jahr folgten auch seine Eltern. 1944 meldete er sich zur Royal Air Force. 1945 wurde Reichenfeld in Island stationiert. Dort lernte er die Isländerin Ragga, seine zukünftige Frau, kennen.

Hans Reichenfeld studierte von 1947-1952 Medizin in London und war später als Allgemeinmediziner in Birmingham tätig. 1966 übersiedelte er mit seiner Familie nach Kanada, wo er heute noch lebt. Er arbeitete bis 2009 als Psychiater und Universitätslehrer in Ottawa.

Sonia Balint, Evelyn Gaia

Hans Reichenfeld veröffentlichte seine Erinnerungen auf Deutsch im April 2010 in seiner Biografie: „Bewegtes Exil. Erinnerungen an eine ungewisse Zukunft“. (Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft) Darin beschreibt er auch seine Erlebnisse im Akademischen Gymnasium. Er konnte dabei auf das Tagebuch zurückgreifen, das er als Kind verfasst hatte. Ein Auszug:

Kapitel 2: [...] Noch aber lebte ich in Wien, ging ich dort in die Schule. Vier Wochen nach dem Einmarsch notierte ich in mein Tagebuch: Für mich persönlich hatte der „Umbruch“ zunächst die angenehme Folge, dass acht Tage keine Schule war. Am ersten Schultag war dann für die „arischen“ Schüler eine Feier. Nachher hielt der kommissarische Leiter der Anstalt, der Turnprofessor (!) Schmidt, an die Juden des Akademischen Gymnasiums eine herrliche Ansprache, in der er vom jüdischen Weltbolschewismus faselte und erklärte, wir seien jetzt ein Gastvolk und hätten uns auch so zu benehmen. Er werde aber auch dafür sorgen, dass wir nicht provoziert würden.

Ich konnte in dieser Aussage keinen Sinn erkennen. In den vier Jahren im Akademischen Gymnasium konnte ich mich an keinen einzigen Fall erinnern, beleidigt oder gar attackiert worden zu sein, weil ich Jude war. Wir waren im Religionsunterricht, einem Pflichtfach, in Katholiken, Protestanten und Juden eingeteilt, aber es gab keinerlei Feindseligkeit zwischen uns, die sich auf unsere religiöse Zugehörigkeit zurückführen ließ. Viele meiner Freunde waren Nichtjuden.

Die christlichen Mitschüler verhielten sich hochanständig. Sie trugen natürlich ausnahmslos das Hakenkreuz, aber es hat noch kein einziger gestänkert. Als dann Judenbänke eingeführt wurden und die Juden in der einen, die Nichtjuden in der anderen Bankreihe saßen, sagte Wagner nach der Stunde zu uns: „So ein Blödsinn das, wir haben da früher so ein schönes Krätzchen gehabt, wir haben uns unterhalten und uns eingesagt, jetzt ist das alles vorbei.“

Jüdische Lehrer wurden sofort entlassen. Die arischen Professoren mussten am Beginn und am Ende der Stunde mit „Heil Hitler!“ grüßen. Dabei standen sie vor der Klasse und streckten ihren rechten Arm aus. Nur der Geographielehrer Waldemar Waldner schien glücklich mit dieser Vorschrift. Er machte auch abfällige Bemerkungen wie diese, als er über Palästina sprach: „Jetzt, wo die Juden ja nach und nach aus allen Ländern

Europas hinausgefeuert werden, suchen sie halt eine neue Heimat in Palästina.“

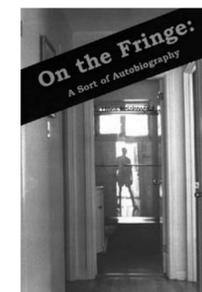
Von den anderen Lehrern war es in erster Linie Griechischprofessor Bauer, der aus seiner Abneigung gegen das Naziregime kein Geheimnis machte. Als er mitbekam, dass Cernik in seinem braunen Hitlerjugendhemd, der einzige deklarierte Nazi unter den Schülern und bei weitem der schlechteste, die Stelle aus dem Homer nicht auswendig gelernt hatte, sprach ihn Professor Bauer direkt an:

Cernik, seit dem 20. Vers lesen Sie aus dem Buch heraus, aber ich sage Ihnen gleich jetzt, wenn Sie glauben, dass Sie wegen Ihres Kleides bei mir durchkommen werden, und von mir aus können sie es überall erzählen, und wenn Sie wollen, gebe ich es Ihnen jetzt schriftlich, dass Sie wegen angeblicher Verdienste in Griechisch bei mir nicht durchkommen werden. Das war nur kurz, bevor Professor Bauer keine Gelegenheit mehr hatte, jüdische Schüler, die ihre Leistungen nicht erbrachten, durchfallen zu lassen. Die neue Schuladministration gab sich nämlich nicht zufrieden damit, die Juden einzig und allein durch eigene Sitzpläne in den Klassen abzusondern. Das Akademische Gymnasium musste judenrein werden.

Eines Morgens kam Professor Bauer mit dem Hauptkatalog in die Klasse, in dem alle Schülernamen standen. Er las die der Juden laut vor. Dann trat Professor Schmidt ein und eröffnete uns, dass die, deren Namen genannt worden waren, alles, was sie von der Schulbibliothek ausgeliehen hatten, zurückstellen und sich am nächsten Tag in einem anderen Gymnasium melden müssten. Dieses Gymnasium lag in der Leopoldstadt, einem hauptsächlich von Juden bewohnten Bezirk jenseits des Donaukanals. Wir verabschiedeten uns von unseren christlichen Mitschülern und gingen nach Hause.



Hans Reichenfeld empfängt Patienten



Die Autobiografie ist 2006 in Kanada erschienen



Gerade erschienen: Mit Auszügen aus seinem Tagebuch über das AkG



4. Klasse Volksschule Johannesgasse (Joseph Horovitz links neben dem größeren Lehrer, Paul Kessler zwischen den beiden Lehrern), 1936

Sehr geehrter Herr Mag. Wintereder,

in Bezug auf den Brief von Dir. Mag. Kerbler schreibe ich als ehemaliger Schüler des Akademischen Gymnasiums, weil ich Ihre Bemühungen und die der Schüler der 4C in Achtung halte und zu schätzen weiß.

Leider kann ich nicht viele Erinnerungen beitragen, weil ich schon am 15. März 1938 Österreich verließ und somit nur drei Tage lang den Anschluss erlebte. Doch eventuell könnten die folgenden Anmerkungen nützlich sein, um mindestens einen kleineren Teil eines viel größeren Bildes zu beschreiben.

Mein Studium im Akademischen Gymnasium begann, zehnjährig, im Herbst 1936. Vorher war ich vier Jahre in der Volksschule (Johannesgasse). Ich hatte einen frohen Familienkreis, mein Vater war Kunstbuch-Verleger und humanistisch geschult (Sophiengymnasium). Es war ihm sehr wichtig, dass ich nicht nur Latein, sondern auch Altgriechisch lernen sollte, was im Akademischen Gymnasium in den höheren Klassen verpflichtend war. In beiden meiner Wiener Schulen fühlte ich mich wohl, hatte viel Spaß und gute Freunde. Allerdings gab es einen Unterschied zwischen diesen zwei Schulen. In der Volksschule saßen Buben aller Religionen beisammen, doch im Gymnasium waren wir getrennt – Katholiken in Klasse A, Juden, Protestanten und alle anderen in Klasse B. Ich habe erst vor kurzem gehört, dass ab der ersten Klasse Protestanten nicht mehr zusammen mit Juden saßen; also mein letztes Schuljahr (1937-38) war in Klasse B, nur für Juden.

Ich kann mich nicht erinnern, wie ich diese Trennungen betrachtete: „Es war einfach so“ und wurde kaum in der Familie besprochen. Es scheint mir wichtig zu erwähnen, dass diese Religionstrennung in den Gymnasialklassen fast keinen Einfluss auf uns hatte – weder beim Fußballspielen im Stadtpark noch am Eislaufplatz etc. Es ist wahrscheinlich, dass sich das später änderte und zwar in den höheren Klassen, doch bemerkte ich das niemals in meiner Zeit.

Wir elfjährigen jüdischen Kinder wussten ganz gewiss, dass es in Wien öfters antisemitische Bemerkungen und auch Raufereien gab. Wir erkannten auch das offiziell verbotene Hakenkreuz als Zeichen der „Nazis“, das auf Mauern und an Wänden in öffentlichen Räumen oft gekritzelt erschien und für Juden in Österreich einmal eine drohende Gefahr werden könnte. Seit 1933 und speziell nach der Ermordung des Bundeskanzlers Dollfuß 1934 wurde öfters im Familienkreis darüber gesprochen, weil mein Vater von Kollegen und Schriftstellern aus Deutschland Briefe bekam, worin die Verschärfung der antijüdischen Gesetze seit Hitlers Machtübernahme in Einzelheiten beschrieben wurde. Für uns Schulkinder waren diese Nachrichten noch nicht naheliegender genug, um unser junges Leben wesentlich zu stören.

Von der komplizierten politischen Situation in Österreich am Anfang von 1938 wussten wir Schulkinder nicht viel – außer, dass für den März Wahlen angesagt wurden, welche die Regierung des Bundeskanzlers Schuschnigg bestätigen sollten – so hieß es in unserer Familie.

Es kam zum 11. März 1938. Das war mein letzter Tag im Gymnasium und mir bleibt ganz genau ewig im Gedächtnis, wie ich entlang der Ringstraße zum Gymnasium ging. Gegen halb acht in der Früh war es viel stiller als normal, viel weniger Verkehr und fast jeder Fußgänger trug ein Armband mit Hakenkreuz; man hörte kaum ein Wort und alle Gesichter waren sehr ernst. Ich konnte dieses Straßenbild nicht verstehen und kam ängstlich und verstört zum Gymnasiums-Eingang. Ich habe vergessen, was in der Klasse vorging, worüber die Lehrer sprachen oder was meine Kollegen sagten, aber es war mir klar, dass ich so schnell wie möglich nach Hause gehen sollte. Kein Lehrer war dabei unfreundlich, irgendwie verstand jeder in Klasse B, dass wir plötzlich „Fremde“ geworden waren, und zwar nur weil wir Juden waren.

Am Abend des 11. März waren meine jüngere Schwester und ich bei der Großmutter, die im selben Haus wohnte; unsere Eltern waren zufällig geschäftlich ins Ausland verreist. Mit anderen Familienmitgliedern hörten wir im Radio die letzte Rede des Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg, worin er den Anschluss Österreichs an Deutschland ankündigte und ich denke noch an den ganz scharfen Abschluss seiner Rede, der in seiner Kehle verstopfte. Bald danach kam ein Telefonanruf von meinem Vater, der uns befahl, so rasch wie möglich mit anderen Verwandten nach Italien zu fahren, wo ein guter Freund uns weiterhelfen würde. In den nächsten Tagen mussten wir Kinder zu Hause bleiben, weil wir hörten, dass viele unserer Bekannten auf den Straßen als Juden misshandelt wurden und vor allem, dass die Polizei sich dafür nicht interessierte.

Am Sonntag, den 13. März, sahen wir den deutschen Truppen-Einmarsch auf der Ringstraße, weil wir den Ausblick von unseren Fenstern hatten. Ich erinnere mich ganz genau an den grotesken Unterschied zwischen unserer schrecklichen Angst hinter den Fenstern und dem Riesenjubiläum, welchen die Masse der Wiener den Nazi-Truppen auf der Straße zuriefen. Am Abend des 15. März fuhren wir mit einem Taxi zum Bahnhof. Wir Kinder nur mit Rucksack, die Großmutter, eine Tante und ihr einjähriges Baby; alle nur mit Kleingepäck. Während der Taxifahrt hörte ich einige Schüsse, wobei der Taxi-Chauffeur sagte, dass das „Sozialdemokraten“ wären. Einige Jahre später verstand ich, dass diese Schüsse ein hoffnungsloses Zeichen eines Widerstandes waren. Wir kamen am frühen Morgen über die italienische Grenze und dann ging es nach Meran. In den folgenden zwei Monaten kamen wir von dort über die Schweiz und Belgien endlich in England an. Dieser Reisebericht klingt eher einfach, aber es gäbe sicherlich viel mehr davon zu erzählen und das haben schon andere getan, die es besser können als ich.

Es sind nun 72 Jahre vergangen, in denen ich oft über diese Ereignisse nachgedacht habe. Ich bin mir vor allem bewusst, um wie viel besser es mir ergangen ist als anderen meiner Mitschüler in diesem hochgeachteten Gymnasium, die Wien entfliehen mussten, um am Leben zu bleiben. Somit danke ich der Klasse 4C für die Gelegenheit, diese Erinnerungen aufzuzeichnen.

Mit besten Grüßen

Joseph Horovitz MA, B. Mus. (Oxon.), FRMC
Komponist, Professor Royal College of Music, London

PS: Ich empfehle das Buch „Das waren die Klaars“ (Ullstein, 1980) von dem ehemaligen Wiener Georg Klaar, den ich in London unter seinem englischen Namen George Clare kannte.

Cornela Walther

Impressum

Medieninhaber: GEDENKDIENT
GEDENKDIENT – Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und Internationalen Dialog
A-1010 Wien, Rabensteig 3/18, tel +43 1 581 04 90
fax dw -90, office@gedenkdienst.at, DVR 003506

Bankverbindung:
Erste Bank, Kontonummer: 28868564800
Bankleitzahl: 20111, BIC: GIBAATWW
IBAN: AT842011128868564800
Obmann: Florian Wenninger
Kassier: Ulrich Kopetzki
Schriftführerin: Janine Zettl

Jede weitere Veröffentlichung bedarf der Zustimmung der Autorinnen. Die in den Artikeln vertretenen Meinungen müssen nicht mit den Positionen des Vereins Gedenkdienst ident sein.

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Sonia Balint, Aleksandar Djakovic, Dominik Dobosz, Don Don Guo, Evelyn Gaia, Tina Geng, Daniel Grünwald, Carolin Heidler, Marcus Hübsch, Felix Korbelius, Matthäus Leidenfrost, Markus Liu, Aron Martenyi, Victoria Podgorzak, Hannah Riedler, Philipp Rybczynski, Julia Salapa, Lukas Schneider, Elisabeth Schwarz, Clara Simak, Nastasja Stanojevic, Vivienne Weber, Isabella Wagner, Cornela Walther

Abbildungen/Bildrechte:
Privatarchive, Schularchiv (S.2), Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB)
Redaktion: Christoph Fischer
Layout: Ulrike Fleschhut
Druck: Hans Jentsch & Co GmbH, Wien
Erscheinungsort: Wien
Auflage: 5.000
Preis: € 0,75



Akademisches Gymnasium (Lothringerstrasse), Fred Hennings (1940) © ÖNB

Nr. 13

Des Schülers		1. Konfession	
Familienname	Kauders	Betragen	
Vorname	Georg	Religion	glu
Tage u. Jahr der Geburt	29. Jänner 1926	Deutsche Sprache	gt
Geburtsort u. Land	Wien	Latein, Französisch, Italienisch	gt
Staatsbürgerchaft	Österreich.	Griechisch, Latein, Englisch	
Religionsbekenntnis	mosaisch	Englisch, Französisch, Italienisch	
Muttersprache	deutsch	Geschichte	gt
		Geographie	

Aus dem Klassenkatalog des AG: „ausgetreten am 28. April 1938“

Sehr geehrter Herr Direktor Kerbler,

mein Name ist Henry Kauders. Ich wurde am 28. Jänner 1926 in Wien geboren. Ich besuchte das Akademische Gymnasium Wien. Kurz nachdem Hitler Wien eingenommen hatte, wurde allen jüdischen Kindern mitgeteilt, dass sie die jüdische Schule Zirkusgasse im zweiten Bezirk besuchen müssten.

Weil ich im elften Bezirk wohnte, der sehr weit entfernt war, organisierte mein Vater, dass unser französisches Kindermädchen uns jeden Tag mit dem Familienauto zur Schule brachte und uns am Nachmittag wieder abholte. Wir taten dies, weil die Hitler-Jugend vor der Schule die jüdischen Kinder mit ihren Gürteln verprügelte. Aber meinen Bruder und mich fassten sie nicht an, weil unser Kindermädchen die französische Flagge trug, um uns zu beschützen.

Mein Vater wurde in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Am Tag der „Reichskristallnacht“ wurde meine Mutter gezwungen, den Gehsteig vor unserem Haus zu schrubbieren, um sie als jüdische Frau zu demütigen. In dieser Nacht wurde auch die Synagoge, die mein Großvater gebaut hatte, niedergebrannt.

Mein Vater hatte Glück, denn er war einer der wenigen, die aus Dachau freigelassen wurden. Er organisierte für meine Schwester, meinen Bruder und mich die Flucht nach Italien in einem Wasserflugzeug. Ich lebte sechs Monate in Italien und flog dann nach Israel. Doch zuvor stoppte ich in der Schweiz, um mich bei meiner Großmutter und bei meinen Onkeln zu verabschieden, dort fand auch meine Bar Mitzwa statt. Wir lebten zweieinhalb Jahre in Israel und emigrierten nach Erhalt der Visa in die USA.

Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich in New York ankam. Ich sprach kein Englisch. Deshalb wurde ich in eine Klasse mit siebenjährigen Schülern gegeben. Mit 18 Jahren wurde ich in die Armee eingezogen und diente im Zweiten Weltkrieg ca. zwei Jahre. Als ich wieder zurück in die USA kam, nahm ich wieder meine Ausbildung auf und fand schnell eine Anstellung.

Liebe Grüße

Henry Kauders

Felix Korbelius, Philipp Rybczynski, Clara Simak

Sehr geehrter Herr Magister,

durch den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus habe ich Nachricht von Ihrer Arbeit erhalten. Ich war letzten Oktober einige Tage in Wien. Es ist nicht leicht gewesen, sodass ich dies nicht wiederholen kann, da es sehr kostspielig ist und ich selbst nicht mehr der Jüngste bin (85 Jahre alt).

Was mich betrifft: Wir verließen Wien im September 1938 offiziell nach Mexiko. Wir blieben aber zehn Monate in Frankreich auf Durchreise, da ein Visum nach Mexiko gar nicht existierte. In Paris bekam mein Vater aber ein Visum nach Chile, wo wir am 31. August 1939 ankamen.

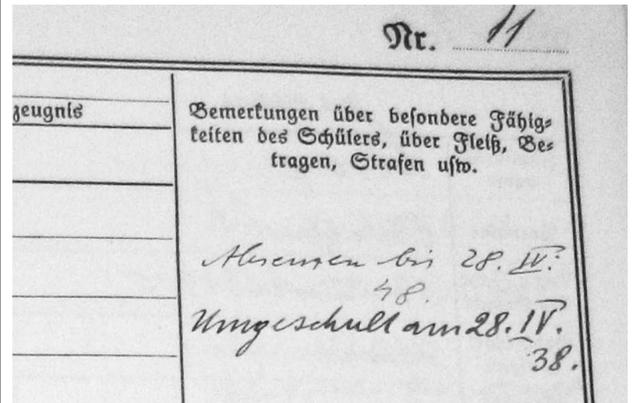
Nun kann ich behaupten, dass Chile uns mit offenen Armen empfangen und uns quasi adoptiert hat. Ich hatte die Möglichkeit, ein komplettes Studium als Elektroingenieur zu machen und mir und meiner Familie einen guten Lebensstandard zu ermöglichen. Meine Eltern verstarben in hohem Alter (91 und 99 Jahre) und ich bin mit einer Wienerin (Dorrit Schloss) verheiratet.

Von meinen Kollegen aus dem Akademischen Gymnasium weiß ich leider nicht viel. Ich habe Walter Wortsmann gefunden (lebte in New York und starb vor vielen Jahren) und hatte damals Kontakt mit Ernst Brüll aus Buenos Aires, hörte aber später nichts mehr von ihm. Hier in Chile lebt ein guter Freund, der 1938 fünf Jahre alt war: Alfred Gerstmann. Sein Vater war Mathematikprofessor an der Universität. Und das wäre dann auch alles.

Mit besten Grüßen

Heinz Langsam

Dominik Dobosz



Aus dem Klassenkatalog des AG: „umgeschult am 28. April 1938“

„Es war mein schönster Moment, meinen Namen am Schultor zu lesen“

Maximilian Lerner wurde 1924 in Wien geboren und lebte mit seinen Eltern in der Löwengasse 39/2a. Nach dem „Anschluss“ konnte er mit seiner Schwester und seinen Eltern über Frankreich, Spanien und Portugal in die USA flüchten. Maximilian Lerner trat mit 18 Jahren freiwillig in die US-Army ein, aufgrund seiner Deutschkenntnisse wurde er als Spion nach Deutschland geschickt. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst in Deutschland und ging dann zurück in die USA, wo er eine Familie gründete und heute in New York lebt.

Wurden Sie während Ihrer Schulzeit im Akademischen Gymnasium von Lehrern, dem Direktor oder Mitschülern aufgrund Ihrer jüdischen Religionszugehörigkeit benachteiligt?

Vor dem Anschluss fühlte ich mich nie benachteiligt. Ich war ein patriotischer stolzer Österreicher. Meine Familie hat seit immer in Österreich gelebt. Mein Vater war Frontsoldat im ersten Weltkrieg. 1916 haben meine Eltern geheiratet, er hatte dabei die Uniform an. Ich erinnere mich noch an das Hochzeitsfoto, aber es war zu groß, um es bei unserer Abreise mitzunehmen.

Wurde im Unterricht offen über Politik gesprochen?

Im Unterricht haben wir nie über Politik gesprochen. Die Geschichte Österreichs hat 1914 aufgehört. Wir haben weder vom ersten Weltkrieg noch von der Nachkriegszeit gesprochen.

Waren Sie gut in der Schule?

Gut genug, um nicht hinausgeworfen zu werden. Die Schulung war sehr streng. Als ich das Akademische Gymnasium im Mai 2008 besuchte, sagte mir euer Direktor Klemens Kerbler, dass es scheint, dass der Notendurchschnitt der

jüdischen Klassen künstlich verschlechtert wurde.

Was war Ihr Lieblingsfach?

Geschichte und Geografie, von Professor Jasbetz gelehrt.

Haben Sie weitere Fotos oder Unterlagen aus Ihrer Schulzeit in Wien?

Ja, ich habe noch meine Zeugnisse aus Wien.

Was war Ihr schönstes Erlebnis im Akademischen Gymnasium?

Damals war die Schule nur für Knaben. Nach den vier Jahren Volksschule musste ich eine strenge schriftliche Prüfung machen. Ich hatte sie gut bestanden. Wochen später war die Liste der Aufgenommenen am Haupttor der Schule angebracht: Es war mein schönster Moment, meinen Namen am Schultor zu lesen.

Was war Ihr schlimmstes Erlebnis in der Schule?

Das Schlimmste war doch sicher der Verweis aus der Schule. Damals hatten wir pro Jahrgang zwei Parallelklassen. 1938 war ich in der 4B. Die B-Klassen waren ausschließlich jüdisch. Der angegebene Grund war, dass zwei Stunden pro Woche Religionsunterricht war und es doch leichter sei, in derselben Klasse zu bleiben. Ein Rabbiner kam zu uns in die B-Klasse und ein Pfarrer in die A-Klasse. Nachdem deutsche Truppen im März 1938 Österreich besetzt hatten und Hitler mit großem Jubel am Heldenplatz von Millionen begrüßt worden war, waren die Schulen einige Wochen geschlossen. Am ersten Tag nach der Wiedereröffnung wurden alle jüdischen Schüler zusammengerufen und unser Deutsch-Professor Schmidt erklärte uns, dass wir als Juden kein Recht mehr hätten eine Erziehung zu bekommen. Er betonte, welche schlechte Menschen wir wären. Und dann wurden wir aus der Schule

geführt und mussten den Boden vor der Schule mit Zahnbürsten reinigen. Einige unserer Lehrer, die auch Juden waren, waren auf den Knien bei uns. Und unsere Kameraden von den A-Klassen, viele bereits in Hitlerjugend-Uniformen, schauten zu und lachten über uns.

Haben Ihre Eltern Sie über die Entscheidung, in das Exil zu gehen, informiert?

Ich wusste, dass meine Eltern alles versuchen würden Wien zu verlassen und es ist ihnen auch gelungen: Am 20. Mai 1938 kamen wir in Paris an.

Diese Entscheidung hat Ihnen - wie Sie einmal erzählten - Ihr Leben und das Ihrer Eltern und Ihrer Schwester gerettet. Haben alle Verwandten die Kriegszeit überlebt?

Alle meine Verwandten wurden ermordet, mit zwei Ausnahmen: Ein Cousin, der mit seinen Eltern 1937 nach Palästina ausgewandert ist, und eine Cousine, die mit ihrer Mutter Anfang 1939 nach London emigrierte, überlebten. Ihr Vater wurde verhaftet und starb in Auschwitz. Eine meiner Tanten war mit ihrer Familie auf dem Schiff Struma, das im Schwarzen Meer explodierte. Andere Familienmitglieder sind verschollen und wir konnten ihr Schicksal nie herausfinden.

In welcher Schule sind Sie dann im Exil gegangen?

In Paris war ich in der Ecole de Commerce, Avenue Trudaine. Ich musste natürlich rasch Französisch lernen. Im Juni 1940, als deutsche Truppen Paris eroberten, mussten wir wieder fliehen und nach einer Odyssee von sechs Wochen landeten wir in Nizza, wo ich in die Ecole de Commerce, Rue de France, ging. Im März 1941 flohen wir durch Spanien nach Lissabon und verließen Europa mit dem Schiff Njassa am 15. April. Und am 25. April 1941 landeten wir in New



Ferien in Abbazia mit Eltern und Schwester Susi

York. Wir kamen ohne einen Groschen an. Ich arbeitete bei Tag und studierte abends in der New York Evening Highschool. Dann studierte ich in Abendklassen im College of the City of New York - CCNY. Zu meinem 18. Geburtstag im September 1942 meldete ich mich zur amerikanischen Armee, wurde aber erst Anfang 1943 einberufen und diente dann bis Anfang 1946. Ich beteiligte mich somit an der Befreiung Europas als amerikanischer Soldat. Nach meiner Rückkehr ins zivile Leben arbeitete ich wieder bei Tag und vollendete mein Studium mit einem Bachelor's Degree vom CCNY und einem Master's Degree an der Columbia University.

Aleksandar Djakovic, Marcus Hübsch, Matthäus Leidenfrost



Maximilian Lerner's Vater Isak L.

Für den Eintritt in die Armee musste ich einen Test machen. Obwohl ich diesen mit 1A bestand, wurde ich doch erst für Mai 1943 einberufen. Die Wege der Armee sind oft rätselhaft. Ich war sehr enthusiastisch, es war mein Jahr, und ich hatte den Wunsch, das, was ich verloren hatte, zurückzubekommen. Das war eine dumme Annahme, denn ich war 18 und hatte das Gefühl, unverwundbar zu sein. Ich wollte ein guter Soldat sein und war so eifrig, wie ich nur konnte. Ich meldete mich für alles Erdenkliche freiwillig, einiges davon war ziemlich stupide, aber ich arbeitete und hatte von Anfang Juni bis Ende Juli 1944 eine wunderbare Zeit in London. Da ich die ganze Zeit in London war, konnte ich nicht am D-Day, der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944, teilnehmen. Ich lernte aber stattdessen die V-Bomber kennen, die gerade in London ausprobiert wurden. In dieser Zeit hatte ich auch Kontakt zu meiner Tante, die aus Österreich entkommen war und in den Vororten von London lebte. Ihr Mann, mein Onkel, hatte es nicht geschafft zu fliehen. Später haben wir herausgefunden, dass er in Auschwitz ermordet worden war.

Nach dem D-Day und dem Fall von Cherbourg flogen mein Colonel und ich gemeinsam mit anderen hochrangigen Offizieren nach Frankreich, wo wir erst einmal abwarteten. Dies war zu jener Zeit, als wir unseren Durchbruch erlebten. Die Alliierten gaben letztlich den Franzosen das Privileg, Paris zu erobern. Auf einmal wurden Dolmetscher gebraucht, und ich war genau an der richtigen Stelle in Cherbourg. Ich wurde als Verbindungs-offizier in General Leclercs Panzer-Division transferiert, die Division, welche die Spitze nach Paris bildete – zu dieser Zeit waren nur fünf Amerikaner bei ihm. So kam ich am 25. August 1944 mit den ersten französischen Truppen nach Paris. Es war unglaublich aufregend. In der Stadt wurde noch gekämpft. Ich musste mit einem kleinen Flugzeug nach Paris fliegen, um dort Leclercs Truppen zu treffen, was nicht ungefährlich war, da noch überall Heckenschützen operierten. Sobald wir in der Stadt waren, übernahmen wir das Anwesen der früheren Familie Rothschild, das Gestapo-Hauptquartier in der Avenue Foch. Es gab einen großen Innenhof, in dem die FFI, die „Forces Francais de L'Interieur“, also die Widerstandsbewegung der Resistance, inhaftierte Leute verwahrte. Der Hof war voll von Menschen, Frauen und Männern. Wir hielten eine Krisensitzung ab, um

eingetreten war. Wir bekamen eigene Pässe und nachdem wir die Fähre nach Großbritannien genommen hatten und mit einem Zug nach London gefahren waren, mussten wir uns bei einer speziellen Adresse melden. Von dort wurden wir zu einem neuerlich sehr stattlichen Haus außerhalb Londons gebracht, wo wir einige Tage getestet und trainiert wurden. Nach Trainingsende wurde mir von französischen De Gaulle-Offizieren mitgeteilt, dass mein Französisch zwar exzellent, aber nicht ohne Akzent sei, was meinen Einsatz als Spion in Frankreich zu gefährlich machen würde. Ich musste warten, bis es Zeit war, in Deutschland zu agieren, und man wollte mich wieder zurück nach Londonderry schicken. Aber auf meiner Rückreise sprach ich in London bei ETOUSA (European Theater of Operations U.S. Army Headquarters) vor. Ich ging direkt zur Abteilung G-2, der Nachrichtendienstabteilung und verlangte mit jemandem zu sprechen. Ich erklärte dem Colonel, dass es doch sehr schade wäre, wenn ich wieder zurück in das „Wartelager“ müsse, da ich für soviel Dinge eine exzellente Ausbildung genossen hätte – es müsste doch einen passenden Job für mich geben. Der Colonel nahm all meine Daten und Wünsche auf und schickte mich zurück nach Nordirland, wo meine Abteilung mittlerweile nach Chester verlegt worden war. Kaum war ich da angekommen, erhielt ich die Nachricht, dass ich mich in London zu melden habe – der Colonel hatte Wort gehalten und für mich getan, was er konnte. Ich wurde ihm persönlich zugeteilt und hatte von Anfang Juni bis Ende Juli 1944 eine wunderbare Zeit in London. Da ich die ganze Zeit in London war, konnte ich nicht am D-Day, der Invasion der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944, teilnehmen. Ich lernte aber stattdessen die V-Bomber kennen, die gerade in London ausprobiert wurden. In dieser Zeit hatte ich auch Kontakt zu meiner Tante, die aus Österreich entkommen war und in den Vororten von London lebte. Ihr Mann, mein Onkel, hatte es nicht geschafft zu fliehen. Später haben wir herausgefunden, dass er in Auschwitz ermordet worden war.

Nach dem D-Day und dem Fall von Cherbourg flogen mein Colonel und ich gemeinsam mit anderen hochrangigen Offizieren nach Frankreich, wo wir erst einmal abwarteten. Dies war zu jener Zeit, als wir unseren Durchbruch erlebten. Die Alliierten gaben letztlich den Franzosen das Privileg, Paris zu erobern. Auf einmal wurden Dolmetscher gebraucht, und ich war genau an der richtigen Stelle in Cherbourg. Ich wurde als Verbindungs-offizier in General Leclercs Panzer-Division transferiert, die Division, welche die Spitze nach Paris bildete – zu dieser Zeit waren nur fünf Amerikaner bei ihm. So kam ich am 25. August 1944 mit den ersten französischen Truppen nach Paris. Es war unglaublich aufregend. In der Stadt wurde noch gekämpft. Ich musste mit einem kleinen Flugzeug nach Paris fliegen, um dort Leclercs Truppen zu treffen, was nicht ungefährlich war, da noch überall Heckenschützen operierten. Sobald wir in der Stadt waren, übernahmen wir das Anwesen der früheren Familie Rothschild, das Gestapo-Hauptquartier in der Avenue Foch. Es gab einen großen Innenhof, in dem die FFI, die „Forces Francais de L'Interieur“, also die Widerstandsbewegung der Resistance, inhaftierte Leute verwahrte. Der Hof war voll von Menschen, Frauen und Männern. Wir hielten eine Krisensitzung ab, um

zu klären, welche Leute inhaftiert bleiben sollten. Ich habe einige Wochen in diesem Rothschild-Gebäude verbracht und Leute interviewt und entschieden, ob sie arretiert bleiben und in Gefangenenlager gebracht oder ob sie freigelassen werden sollten. Dies war eine unglaubliche Periode in meinem Leben. In Paris in amerikanischer Uniform zu sein, war, wie die Stadt zu besitzen. Wenn ich nur mehr Zeit und Stärke gehabt hätte ... Es war eine großartige Erfahrung.

Nach einigen Wochen wurde ich abermals versetzt. Dieses Mal wurde ich in eine Spezialeinheit verlegt, endlich, und ich machte mich auf den Weg nach Verdun, Frankreich. Auch da übernahmen wir ein Gebäude, das die Deutschen verlassen hatten, diesmal handelte es sich um ein altes Gefängnis. Es gab Zellen, in denen Gefangene verwahrt wurden, aber auch Zellen, in denen mein Team und ich schliefen. Zu dieser Zeit arbeiteten wir gemeinsam mit jungen französischen Offizieren und ich wurde Dienststellenleiter. Wir befragten Gefangene, unternahmen von unserem Standort aus aber auch Geheimmissionen. Und schließlich legte ich eine deutsche Uniform an und wurde in einige geheime Unternehmungen involviert. In Verdun war ich wiederum einige Monate. Zu dieser Zeit war ich bei der CIC, „Counter Intelligence Corps“ (Spionageabwehr), einer Abteilung des Nachrichtendienstes OSS. Ich wurde ein „Special Agent“, so besagten es meine Heerespapiere, und trug eine Art zivile Offiziers-Uniform ohne Rang. Die Absicht dahinter war, dass ich mich bei höherrangigen Offizieren als „Herr Lerner“ von der Kriegsabteilung vorstellen konnte, in Wirklichkeit aber „Special Agent Lerner“ in Erfüllung verschiedener Missionen war. Als „Herr Lerner“ war mein Rang irrelevant und vertraulich, während man mir als Leutnant Lerner Befehle gegeben oder nicht einmal mit mir gesprochen hätte. So war es mir sowohl möglich, in Zivilkleidern Leute in Frankreich zu treffen, aber auch mehrere Male in deutscher Uniform hinter die feindlichen deutschen Linien zu kommen, um dort Leute für Gespräche zu sehen. All zu viele Details möchte ich darüber nicht verlieren, denn ich habe Geheimhaltung geschworen, auch wenn es schon sehr lange her ist.

Ich möchte aber gerne von der Schlacht bei Bulge, der Bezeichnung für die Ardennenoffensive, erzählen. Diese fand im Osten und Nordosten von Belgien sowie in Teilen des Großherzogtums Luxemburg statt. Gerade zu diesem Zeitpunkt war ich in der Stadt Luxemburg, die zu drei Viertel feindlich umstellt war. Jeder von uns rückte von da zur Front aus, um zu kämpfen. Ich musste aus einem speziellen Grund nach Luxemburg, da ich wieder geheim Leute treffen sollte. Zu unser aller Überraschung blieb ich auch dort hängen. Auf einmal trug auch ich einen Offiziers-Karabiner und lag im Schützengraben im Schnee. Immer, wenn jemand „Feuer“ gerufen hatte, feuerten wir. Drei Tage lagen wir angstvoll und frierend im Schützengraben, dann hob sich die Wolkendecke, wir sahen unsere Flugzeuge und die Angriffe waren vorüber. Das waren die einzigen drei Tage, bei denen ich in wirkliche Kämpfe verwickelt wurde. Alle anderen Male war ich nicht im Kampf, ich war mehrmals in Gefahr, gefangen genommen zu werden, aber nie an der Front.

Der Zwischenfall, den ich jetzt erzählen möchte, ist wahrscheinlich der wichtigste: Bevor die Brücke von Remagen

eingenommen wurde, haben die deutschen Taucher Sprengstoff eingesetzt, um sie in die Luft zu jagen. Einige von ihnen wurden von uns gefangen genommen und befragt. Sie alle waren in einem Hallenbad in Wien trainiert worden, das ich sehr gut kannte. Diese Tatsache half mir erheblich bei der Befragung. Sie berichteten uns, wo ihr Camp war, und dass sie auf dem Weg wären, die nächste Brücke zu sprengen. Kurz darauf konnten wir eine weitere Brücke, die Oppenheim-Brücke, einnehmen. Und in dieser Nacht setzte ich in deutscher Uniform mit einer Gruppe von amerikanischen Militärpolizisten, die uns assistierten, mit einem Boot über den Rhein über. Das gesamte Rheinufer war zu diesem Zeitpunkt bis auf die eben eingenommene Brücke noch in deutscher Hand. Ich trug die deutsche Uniform in der Hoffnung, dass, wenn ich gefangen genommen werden würde, die Deutschen glauben sollten, dass ich auch Deutscher wäre. Wir liefen zu dem von den Täuchern beschriebenen Camp, attackier-



Als Soldat der US-Army (1946)



Bei einer Veranstaltung von „Letter to the stars“

ten es und schossen auf alles, was sich bewegte. Kurz darauf fanden wir uns für zwei Tage versteckt auf einem Heuboden wieder, bis unsere Truppen über den Rhein kamen und uns befreiten. Wieder kam es zu Kämpfen, aber diesmal war ich nun nicht mehr involviert. Wir setzten bei unseren Gefangenen keine Folter ein, aber wir machten es ihnen auch nicht angenehm. Eine Methode war es, den Deutschen so lange nicht zu erlauben, die Toilette zu benutzen, bis sie mit uns sprachen. Diese Maßnahme war sehr effizient. Eine der besten Methoden war es, wenn man zwei Personen

Wohin und kurz wieder zurück

Im Rahmen des Projektes „a letter to the stars“ berichtete Maximilian Lerner über seine Erlebnisse. Er beschreibt seine Flucht und wie er als Angehöriger der US-Army wieder nach Europa zurückkam.

Sechs Monate nach meiner »Bar Mitzwak« und zehn Monate nach dem „Anschluss“, ich war 14 Jahre alt, haben sich meine Eltern entschlossen, Wien und meine Heimat Österreich zu verlassen. Eine Entscheidung, die unser aller Leben gerettet hat. Wir nahmen einen Nachtzug nach Paris und plötzlich fand ich mich in einer Stadt wieder, die ich nicht kannte, deren Sprache ich nicht verstand. Meine Eltern, meine jüngere Schwester und ich lebten auf einmal in Hotels aus Koffern. Ich kann nicht sagen, ob meine Eltern gedacht haben, dass das eine dauerhafte Lösung sein sollte oder ob sie gedacht haben, dass wir wieder in unsere Heimat zurückkehren könnten. Wir suchten um

Visa für Australien, Kanada und die USA an. Nur die USA gaben unserem Ansuchen nach, informierten uns aber gleichzeitig, dass unsere Ansuchennummer erst in fünf Jahren an die Reihe kommen sollte. Nachdem Frankreich 1940 von Deutschen besetzt wurde, folgten wir zu Fuß dem Flüchtlingsstrom durch Frankreich, bis wir in Nizza, einem Teil Vichy-Frankreichs, ankamen. Der amerikanische Vizekonsul in Nizza überprüfte unsere Visanummern, und obwohl wir erst zweieinhalb Jahre gewartet hatten, konnten wir auf einmal unsere Visa bekommen. Ich nehme an, dass viele Leute, die eigentlich vor uns an der Reihe gewesen wären, verschwunden sind.

Einige Geschäftspartner meines Vaters, welche in New York lebten, hatten uns das benötigte „affidavit of support“, eine eidesstattliche Unterstützungserklärung, verschafft. Wenn man bedenkt, was wir gerade durchmachten, war es

für uns umso erstaunlicher, dass flüchtige Bekannte gewillt waren, mit ihrem eigenen Kapital für uns zu bürgen und uns Neueingewanderte nicht als öffentliche Belastung sahen. Um aus Frankreich auszureisen, benötigten wir nun ein französisches Ausreisevisum, für welches wir nach Chatel-Guyon fahren mussten. Und das war uns nicht erlaubt, denn um in Frankreich von einer Stadt zu einer anderen zu reisen, benötigte man ein „Safe-Conduct“ von der Gendarmerie, das wir natürlich nicht besaßen. So mussten wir das illegal tun, andernfalls hätten wir kein Ausreisevisum bekommen. Nachdem wir auch ein spanisches und ein portugiesisches Transitvisum besorgt hatten, konnten wir nach einigen Schwierigkeiten einen Platz auf dem Schiff „SS Nyassa“, das in Lissabon lag, bekommen. Wahrscheinlich war es das letzte Schiff, das Portugal verließ.

Wir erreichten die Vereinigten Staaten am 25. April 1941, das war ein Freitag. Wir Passagiere konnten es kaum erwarten, endlich die Freiheitsstatue zu sehen... Das Unglaublichste war die Freundlichkeit der Mitarbeiter der Immigrationsbehörde – nachdem wir in Europa unerwünscht waren, waren wir auf einmal wieder Menschen und konnten uns sicher fühlen. Am 4. September 1942, ich war 18 Jahre alt, meldete ich mich freiwillig zur US-Army; ich wollte nicht erst eingezogen werden. Davor musste ich aber auf mein Recht als Fremder verzichten. Ich kann mich gut an den Tag erinnern, als ich dies notariell beglaubigen ließ. Es gab in der 103rd-Street, bei der U-Bahn Station Broadway, einen öffentlichen Notar. Dort spielte gerade im Radio „Embrace Me. My Sweet Embraceable You“ gesungen von Judy Garland und ich dachte mir: Wieder ein Einschnitt in meinem Leben.

auch von zwei Leuten befragen ließ, die danach ihre Informationen austauschen konnten. Ich habe herausgefunden, dass Deutsche nicht allzu eifrig dabei waren, ihre Geheimnisse zu behalten, sobald sie gefangenengenommen wurden. Eigentlich unterschied sich das nicht stark von den Kreuzverhören, die man in Filmen sehen kann; es war wirklich sehr ähnlich. Wesentlich schwieriger war es mit den französischen Kollaborateuren, die natürlich alles, was sie getan hatten, rechtfertigen mussten. Aber wenn man die Umstände ihrer Geschichte kannte, konnte man leicht erkennen, ob es Kollaborateure waren oder nicht. Zum Beispiel gab es da in Paris einen Mann russischen Ursprungs, der einen Nachtklub besaß. Dieser wurde inhaftiert, weil sein Klub häufig von Deutschen besucht wurde – ich ließ ihn frei. Denn wer sonst als Deutsche hätten während des Krieges dort hingehen können? 1947 war ich wieder in Paris, lief in der Stadt herum, ging in die Bar, er erkannte mich und lud mich auf einige Drinks ein.

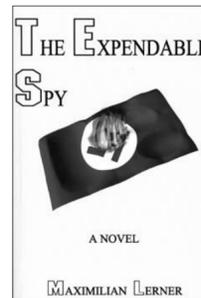
Aber es gab auch echte Kollaborateure, zum Beispiel Industrielle, die für die Deutschen gearbeitet haben. Meine Kameraden und ich waren zu dieser Zeit bereits in Deutschland. Es war beinahe unwirklich, damit meine ich, dass ich wusste, dass der Krieg vorbei war, wir hatten gewonnen und wir waren wirklich da. Wir begannen vorzurücken, zuerst bis Augsburg, dann nach München. Auf dem Weg nach München kamen wir an Dachau vorbei, wo wir anhielten. Das KZ war zwei Tage zuvor befreit worden. Immer noch lagen tote Körper am Boden und der Geruch im Lager war unbeschreiblich. Jawohl, ich wusste vom KZ in Dachau. Dachau war das älteste der Lager und ich hatte auch schon genau gesusst, wo sich Dachau befand, in der Nähe von München. Ich kannte Leute aus Wien, die nach Dachau gebracht wurden und ich kannte Leute, die nach Dachau gebracht und wieder freigelassen wurden. Der Vater meiner ersten Frau wurde in Wien verhaftet, nach Dachau geschickt und unter dem Versprechen, seine Heimat und seinen Besitz zurückzulassen, freigelassen. Und als ich dann das Ortsschild von Dachau sah, verlangte ich zu stoppen, um mich umzusehen. Da, wie gesagt, die amerikanischen Truppen erst zwei Tage davor hier gewesen waren, sah ich noch sehr, sehr viele Leute leiden, die medizinischen Trupps waren erst auf dem Weg, ihnen zu helfen. Die Toten waren noch nicht verbrannt. Man begann erst alles zu organisieren.

Nach Kriegsende hatte ich die Verantwortung über die Kriminalpolizei in Wiesbaden. Es war der Sommer 1945 nach dem V-E Day, dem so genannten „Victory in Europe“ Tag. Damals existierte ein Buch von der Größe eines Taschenbuchs, das von obersten Behörden des alliierten Expeditionskorps herausgegeben wurde, welches alle Ränge der verschiedenen paramilitärischen Naziorganisationen auflistete. Eine der einfachsten Aufgaben war es, SS-Leute zu identifizieren, denn man musste nur unter ihren linken Arm sehen, um die typische Blutgruppenätowierung oder die Narbe, die durch die versuchte Entfernung dieser Tätowierung entstanden war, zu finden. Auch da gab es einen berichtenswerten Zwischenfall: Ein Kamerad von mir, ein Mann namens Tompkin, und ich mussten eines Tages zu einer Wohnung gehen, wo wir einen SS-Verdächtigen verhören sollten. Ich hatte rasch beschlossen,

dass dieser Mann zu einer weiteren Befragung mit uns kommen sollte, da mir die Art, wie er sprach, nicht gefallen hatte. Sofort lief er ans Ende des Zimmers, zog eine selbst angefertigte Keule hervor und setzte zum Schlag gegen meinen Kopf an. Ich schloss die Augen, tastete nach meinem Revolver, den ich am Gürtel trug und feuerte. Durch reinen Zufall brach ich dem SS-Mann durch meinen Schuss den Ellbogen ... Wenn das nicht passiert wäre, hätte er mich wahrscheinlich mit dem Knüppel erschlagen. Danach habe ich diese Keule als Erinnerung aufbewahrt.

Auch nach dem Kriegsgewinn war uns das gesamte Ausmaß, die Zahl der Naziopfer, nicht bewusst. Wir hatten keine Ahnung. Wir wussten nichts von methodischen Abschichten in Auschwitz, nichts von Vernichtungslagern. Wir wussten immer größer geworden, und das bringt mich zur letzten Geschichte, der mit dem Chef der Feuerwehr: Es ging gegen Spätherbst 1945, und wie ich bereits erwähnte, war ich für die Kriminalpolizei in Wiesbaden zuständig. Vertreter der Militärregierung riefen mich zu sich und teilten mir mit, dass sie einen neuen Chef der Feuerwehr benötigten und mir Männer zur vorherigen Befragung schicken würden. Ich sollte sie interviewen, untersuchen und ihnen dann mitteilen, ob sie den richtigen Mann ernennen werden würden. Der erste in Frage kommende Mann wurde zu mir geschickt und ich arretierte ihn sofort. Er wurde deshalb eingesperrt, weil er während der Nazizeit bei der Feuerwehr einen so hohen Rang bekleidet hatte, dass er praktisch automatisch in den Arrest gehen musste. Natürlich habe ich diesen Mann abgelehnt und sie schickten mir den nächsten. Auch dieser war von seinem Rang so hoch, dass ich ihn inhaftieren musste. So schickten sie mir den Dritten, der auch wieder im Arrest landete. Daraufhin bekam ich einen Anruf aus dem Frankfurter Hauptquartier, mit der Bitte, den „unschuldigsten“ der drei Männer für den Job auszuwählen. Ich sagte darauf: „Nein, das ist nicht mein Job, mein Job ist es, diese Leute in Haft zu nehmen.“ Als man mir aber antwortete, dass es wichtiger wäre, einen Feuerwehr-Chef zu bekommen, und ich mich weiter weigerte, die Leute zu entlassen, nahm ich innerhalb von wenigen Tagen meine Papiere und meinen Abschied und fuhr nach Hause. Ich war bereit, heimzukommen.

Marcus Hübsch



Der im Jahr 2000 erschienene Roman ist leider nur auf Englisch erhältlich

Buchpräsentation: „The Expendable Spy; A Tale of World War II“

(Der überflüssige Spion: Ein Märchen vom 2. WK)
von Maximilian Lerner

Maximilian Lerner hat sein Schicksal auch in einem Roman verpackt. Es ist zwar „a work of fiction“, also ein Roman, aber die Hauptperson, Kurt Auster, trägt autobiographische Züge von M. Lerner, obwohl Kurt bei der Vertreibung aus der Schule bereits 18 Jahre alt war und Maximilian erst 14 Jahre. Die Beschreibung der Verhältnisse in Wien nach dem „Anschluss“ und der Vertreibung der jüdischen Schüler aus dem Akademischen Gymnasium sind wahrheitsgetreu:

Kurt Auster erinnert sich an seinen 18. Geburtstag als jene Zeit, zu der er zum letzten Mal richtig glücklich war. Es war ein typischer Februartag in Wien. Am Abend wurde sein Geburtstag mit großem Aufwand gefeiert. Seine Mutter kochte ihm sein Lieblingsessen: Marilknödel, die er so liebte. Sein Vater öffnete eine Flasche Wein; als Geburtstagsgeschenk bekam er ein Paar neue Ski, die er sich gewünscht hatte. Er sollte aber keine Gelegenheit mehr haben, die Ski zu verwenden, da drei Wochen später die deutschen Truppen in Österreich einmarschierten.

Professor Schmidt hatte alle jüdischen Schüler des Akademischen Gymnasiums, eine der renommiertesten Schulen in Wien, in die Versammlungshalle rufen lassen, um ihnen ihren „neuen Status“ zu erklären. Sie dürften sich nicht länger als Bürger dieses Landes betrachten. Es ging ein Raunen durch den Raum. Zu lange schon hätte die bössartige jüdische Rasse dominiert. Der Führer, Adolf Hitler, wäre heimgekommen und würde nun die deutsche Seele gegen die fremden Einflüsse verteidigen. „Ihr seid nicht länger Schüler an dieser Schule. Das Akademische Gymnasium rühmt sich seiner langen Geschichte. Es ist die Schule, die Franz Schubert, Hugo von Hofmannsthal und viele andere berühmte Deutsche unterrichtete. In der letzten Generation wurde sie von Juden heimgesucht. Nicht mehr. Diese Schule wird zu ihrer Aufgabe zurückkehren und deutsche Männer unterrichten.“, sagte Professor Schmidt. „Ihr werdet in euer Zuhause zurückgehen, aber zuerst wird euch gezeigt, wo ihr hingehört.“ Jeder Schüler erhielt eine

Zahnbürste und einen Kübel mit Lauge und musste dann die Gehsteige rund um die Schule schrubben, die durch die Juden verschmutzt worden wären und zwar so lange, bis alle Spuren der jüdischen Verseuchung verschwunden wären. Kurt konnte gar nicht glauben, dass Schmidt ein Nazi war. Er war doch immer so freundlich gewesen. Als sie den Raum verließen, waren sie von der uniformierten Hitlerjugend umgeben. In dieser Gruppe erkannte Kurt einige seiner nichtjüdischen Klassenkollegen. Vor der Schule waren viele Schaulustige, unter ihnen auch ein Polizist. Kurt blickte flüchtig zu ihm. Sein ganzes Leben brachten ihm seine Eltern bei, dass man das Gesetz und die Polizei, die es vollstreckt, respektieren solle. Und nun hilft die Polizei bei der Judenverfolgung. Kurt fühlte Panik. In einem unbemerkten Augenblick konnte Kurt fliehen und schlich sich nach Hause. Seine Eltern warteten schon auf ihn. Kurt erzählte ihnen von dem Erlebnis. Seine Mutter war erschüttert, aber sein Vater war überzeugt, dass Hitler nun erreicht habe, was er wollte, und jetzt die Wirtschaft verbessern und als respektierter Staatsmann angesehen werden wolle. Sein Vater war sicher, dass alles gut werden würde.

Zwei Monate nach dem Anschluss war in Wien eine Atmosphäre von Freude und patriotischer Leidenschaft zu spüren. Wien war schön. Überall blühten Blumen in diesem schönsten Mai aller Zeiten. „Einige Außenseiter“ konnten sich aber an dem allgemeinen Wohlgefallen nicht beteiligen. Einige der 200.000 Juden Wiens mussten die Gefahr der Straße riskieren, da sie Besorgungen machen mussten, um zu überleben. Einer von ihnen war Kurt. Als er eines Tages wieder einmal auf dem Heimweg war, sah er schon von der Ferne, dass zwei Männer in Uniform zwei lange, eingehüllte Objekte aus dem Haus trugen und respektlos in einen Lastwagen warfen. Eine Vorahnung erfasste Kurts Herz. Zuhause öffnete er die Wohnungstür und sah, dass im besten Stuhl seines Vaters dessen Vorarbeiter Maresch saß, mit einer Flasche Schnaps in der Hand und total betrunken. Kurt wollte wissen, was passiert sei und wo seine Eltern seien. Maresch sagte ihm, dass beide ermordet worden seien und bedauerte immer wieder, dass er das nicht gewollt habe. Kurt müsse flüchten, da auch er in Gefahr sei.

Kurt floh aus Österreich mit dem brennenden Wunsch nach Rache. Er wurde britischer Agent, war an zahlreichen Missionen gegen den deutschen Feind beteiligt und jagte zu gleichen Zeit nach dem Mörder seiner Eltern, einem SS-Offizier.

Marcus Hübsch,
Matthäus Leidenfrost

„Schaun’s, dass’ net wiederkommen!“

Josef Eisinger, bis 1936 Schüler des Akademischen Gymnasiums, konnte mit einem Kindertransport nach Großbritannien flüchten. Seine Eltern mussten eine unglaubliche Flucht mit mehreren Schiffen nach Palästina auf sich nehmen. Josef Eisinger lebt heute in New York.

In den Jahren vor dem „Anschluss“ führten Josef Eisinger, seine Eltern Rudolf und Grete Eisinger und seine Schwester ein ganz normales Leben. Sie wohnten im 3. Bezirk in der Reinerstraße 29, die Familie war nicht streng religiös, trotzdem hatte Josef 1937 seine Mutter fand jedoch Englisch wichtiger als Altgriechisch, darum wechselte er in das Realgymnasium 1.

Obwohl das Akademische Gymnasium damals die am stärksten von Juden besuchte Schule war, ca. 45 Prozent waren Juden, und es dementsprechend viele jüdische Lehrer gab, machten sich die Schüler nie Gedanken über die Herkunft oder Religion ihrer Freunde, viel wichtiger waren da die Fußballspiele zwischen den Klassen. Eine seiner schlimmsten Erfahrungen in der Schule war also nicht Judenfeindlichkeit, sondern der schreckliche Lateinlehrer Lackenbacher, der Eisinger oft anschrie und wegen dem er auch des öfteren Alpträume bekam.

Am 12. März 1938, als Hitlers Truppen in Österreich einmarschierten, ging Josef Eisinger in die 4. Klasse am RG 1. Das Gebäude wurde für die Einquartierung von Hitlers Soldaten verwendet, weswegen der Unterricht ausfiel und es keine „Umschulung“ wie am Akademischen Gymnasium gab. Erst einige Wochen später wurde Josef Eisinger mitgeteilt, dass er sich ab nun im jüdischen Gymnasium in der Sperlgasse (2. Bezirk) melden sollte. Nach kurzer Zeit wurde aber auch diese Schule geschlossen. Danach verlor er den Kontakt zu den meisten seiner ehemaligen Schulfreunde, nur mit seinem besten Freund Felix Weizmann blieb er in Kontakt.

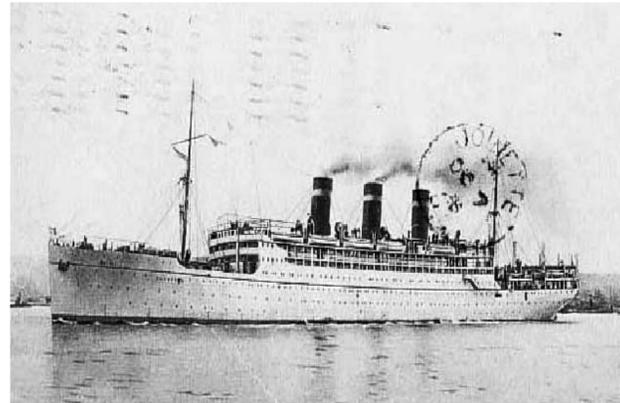
Josefs Vater Rudolf Eisinger hatte damals ein „Detail & En Gros“-Geschäft für Naturschwämme, Rehleder und dergleichen am Hohen Markt 12. In der „Reichskristallnacht“ wurde dieses von zwei SA-Männern konfisziert, die ihn auch festnehmen wollten. Nur weil er ihnen seine Orden aus dem 1. Weltkrieg zeigte, ließen sie ihn laufen und jagten ihn mit den Worten „Schaun’s, dass’ net wiederkommen!“ weg.

Viele Verwandte und Freunde aus dem besonders stark von Verfolgung geprägten Stadtteil Leopoldstadt kamen in der „Reichskristallnacht“ zu den Eisingers und suchten bei ihnen Schutz. Der Familie war aber jegliche Verdienstmöglichkeit genommen, nur Josef Eisinger selbst arbeitete als Fahrrad-Lieferjunge für eine Konditorei. Sie hatten auch Glück mit den Nachbarn: Als nachgefragt wurde, ob Juden im Haus wohnen würden, verneinte der Hausmeister und so kamen sie noch einmal davon.

Josefs Schwester war schon 1938 über einen englischen Geschäftsfreund von Rudolf Eisinger nach England entkommen. Auch er selbst wurde mit einem Kindertransport nach England ge-



Für die Ausreise notwendig: Steuerliche Unbedenklichkeitsklärung



Die „Patria“ in besseren Zeiten

schildt. Denn ein Jahr nach dem „Anschluss“ hatten die Nazis die Erlaubnis gegeben, jüdische Kinder in Zügen aus dem Land bringen zu lassen. Großbritannien war dazu bereit, unter der Voraussetzung, dass ein anderer Bürger oder eine Organisation für den Unterhalt des Kindes bürgte.

Zur Abfahrt am Westbahnhof durften die Kinder nur von einer Person, in Josef Eisingers Fall seine Mutter, begleitet werden und durften nur kleine Koffer und weder Wertgegenstände noch Geld bei sich tragen, sonst wäre der ganze Transport abgesagt worden. Am ganzen Bahnhof gingen SS-Männer herum, verspotteten die Mütter und riefen: „Weinen verboten!“ Nachdem alle Kinder in den Waggons waren, wurden die Türen versiegelt und man befahl den Kindern, folgendes zu singen: „Muss i denn, muss i denn, zum Städtle hinaus?“

Die Eltern entkamen auf einem weitaus dem besonders stark von Verfolgung geprägten Stadtteil Leopoldstadt kamen in der „Reichskristallnacht“ zu den Eisingers und suchten bei ihnen Schutz. Der Familie war aber jegliche Verdienstmöglichkeit genommen, nur Josef Eisinger selbst arbeitete als Fahrrad-Lieferjunge für eine Konditorei. Sie hatten auch Glück mit den Nachbarn: Als nachgefragt wurde, ob Juden im Haus wohnen würden, verneinte der Hausmeister und so kamen sie noch einmal davon.

So meldeten sich Eisingers Eltern im Dezember 1939 bei solch einem Transport an, kamen jedoch nicht weiter als bis Bratislava. Die Donau froz zu und die Passagiere wurden in einer stillgelegten Munitionsfabrik interniert. Die lokalen jüdischen Gemeinschaften halfen, sie zu ernähren. Erst im September 1940 konnten sie mit den Dampfern „Melk“, „Schönbrunn“, „Uranus“ und „Helios“ weiterreisen. Eisingers Eltern wurden auf der „Melk“ untergebracht. Die Schiffe waren völlig überladen (1000 Personen statt 150!), es gab nicht genug Nahrung und medizinische Versorgung. Nachdem sie Ungarn und Jugoslawien passiert hatten, legten sie im rumänischen Flusshafen von Giurgiu, ca. 80 km südlich von Bukarest, an.

Von Giurgiu fuhren sie im Oktober 1940 weiter zum Hafen von Tulcea an der Donaumündung, wo auf die drei altersschwachen Frachter „Atlantik“, „Pazifik“ und „Canisbay“ umgeschifft wurde. Eisingers Eltern wurden auf die „Canisbay“ verlagert, diese begann jedoch während der Nacht zu sinken und die Passagiere wurden in das Schiff „Milos“ gebracht. Überall in Rumänien gab es antisemitische Pogrome. Versprochene Geldmittel kamen nicht an und so musste die „Milos“ mit viel zu wenig Wasser und Kohle an Bord ins Ungewisse weiterfahren. Von Tulcea durchquerten sie das schwarze Meer, um in Istanbul ihre Vorräte aufzufüllen. Die Türkei verweigerte den Flüchtlingen jedoch auf Befehl der Briten, die kaum erpicht darauf waren, noch mehr Flüchtlinge in ihrem Protektorat Palästina aufnehmen zu müssen,

den Zutritt. Sie fuhren quer durch die Dardanellen und wollten die griechischen Ägäisinseln erreichen. Die Nahrungs- und Wasservorräte gingen zu Ende und auf der „Pazifik“ und der „Atlantik“ starben sogar einige Menschen und wurden im Meer begraben.

Nahe der Insel Lesbos wäre die „Milos“ fast untergegangen, als ein Sturm aufzog und sie sich gerade noch in die Bucht von Sigrì retten konnten. Mit den Fischern konnten sie keinen Kontakt herstellen und fuhren, noch immer ohne Essen, weiter Richtung Piräus. Kaum hatten sie die Bucht von Sigrì verlassen, wurden sie jedoch von schwerem Wellengang zurückgespült und mussten, auch wegen der Seekrankheit einiger Passagiere, wieder ankern. Als sich der Sturm gelegt hatte, konnten sie die Küsten von Salamis erreichen, wo sie die gelbe Quarantäneflagge hissten und das Schiffshorn bliesen, um bemerkt zu werden. Polizisten aus Piräus nahmen einen Passagier mit, um Kontakt mit dem dortigen jüdischen Komitee aufzunehmen und bald schon kam ein Tankschiff mit frischem Wasser und Brot.

Das Schiff erhielt die Erlaubnis, im Hafen von Lavrion zu ankern, konnte jedoch auch dort keine Kohle auftreiben und nutzte seine letzten Brennstoff, um nach Kreta zu fahren. Dort begegnete die „Milos“ der „Atlantik“, die ebenfalls keine Kohle mehr hatte und schon die Betten der Passagiere verheizte. Die beiden Schiffe ankerten schließlich am 27.10.1940 im Hafen von Iraklion (Kreta). Auch auf Kreta konnten sie keine Kohle auftreiben und so entschieden sie, weiter nach Limassol in Zypern zu fahren, um dort Kohle zu besorgen. So begaben sie sich in englische Hoheitsgewässer und kamen am Abend in Limassol an, sodass sie bis zum Morgen warten mussten, bis sie den mit Minen geschützten Hafen betreten konnten. Am Morgen verheizten beide Schiffe ihre letzten Betten. Die Briten wollten Kohle nur bei Bezahlung in Pfund oder Dollar verkaufen und so sammelten die Passagiere alle ihre Eheringe und wollten in Gold zahlen. Die Briten gaben ihnen die Kohle später doch gratis, jemand hatte dafür gezahlt. Allerdings sagten sie nicht, wer.

Der britische Gouverneur schickte auch einen Mediziner an Bord, der in seinem Bericht folgendes schrieb: „Ungeheimlich schockierend ... starke Überfüllung, Platz zum Stehen nur an Deck ... Mangel an Belüftung ... hohes Risiko einer Seuche, viele Todesopfer, Passagiere leiden unter Belastung und Bedrängnis und sind abgemagert. Gestern ein Fall von Typhus ...“

Nachdem die Schiffe neu beladen worden waren, gelang ihnen die weitere Strecke nach Palästina problemlos. Als sie in der Nacht dort an Land gehen wollten, wurden sie jedoch abgefangen, die Schiffe wurden wieder beladen und sie mussten noch bis in den Hafen von Haifa fahren, wo sie am 3.11.1940 angetrieben sind. Die Passagiere durften jedoch nicht an Land gehen, weil man Nazi-Spione unter ihnen vermutete.

Über einige Juden, die ihnen Essen brachten, erfuhren die Passagiere, dass man sie auf einen großen Dampfer, die „Patria“, umschiffen und auf die malariaverseuchte Insel Mauritius im Indischen Ozean schicken wollte. Mit dem dorti-

Fortsetzung von Seite 19

gen britischen Gouverneur war bereits ein Abkommen getroffen worden. Kurz darauf wurden tatsächlich die Passagiere auf die „Patria“ umgeladen.

Die ortsansässigen jüdischen Organisationen protestierten heftig, die Briten beharrten jedoch auf der Verfrachtung nach Mauritius. So schmuggelte die jüdische Organisation „Haganah“ Sprengstoff in den Maschinenraum, mit dem sie die Maschinen zerstören wollten. Am 25.11.1940 um 9 Uhr morgens explodierte dieser schließlich, die „Patria“ begann sofort zu sinken. Viele Passagiere waren in den unteren Decks eingeschlossen und ertranken, andere wurden von der sich losreisenden Last erschlagen oder ertranken im Meer. Rudolf und Grete Eisinger befanden sich während der Explosion auf einem dem Hafen zugewandten Treppenaufgang. Als das Schiff sank und zum Hafen kippte, klammerte sich Grete an Rudolf Eisinger fest, während sich an ihr noch mehrere andere Personen festhielten, sodass sie sich nicht mehr halten konnte und übers Deck ins Meer hinun-

terrutschte. Als endlich ein Rettungsboot der Hafenpolizei kam, war dieses schon so überladen, dass es keine einzige Person mehr tragen konnte und Grete Eisinger sich nur am Rumpf festklammern konnte. Rudolf Eisinger hing weiter am Geländer fest, bis ein Rettungsboot direkt unter ihm war und ließ sich dann darauf fallen. Insgesamt starben bei dem Unglück 257 Personen.

Trotzdem durften die Flüchtlinge den Hafen nicht verlassen, sie wurden zunächst in einen bewachten Getreidespeicher und später ins Internierungslager Alt gebracht.

Die Briten ließen nicht vom Plan ab, die Flüchtlinge der gesunkenen „Patria“ und der inzwischen nachgekommenen „Atlantik“ nach Mauritius zu transportieren. Bald hatten sie zwei niederländische Schiffe für den Transport aufgetrieben, die „New Zealand“ und die „Van de Witt“. Glücklicherweise setzte aber Churchill damals den britischen Kommandanten für den Mittleren Osten, General Wavell, ab und ließ die Opfer des „Patria“-Unglücks „als einen außergewöhnlichen Akt der Gnade“ frei. Die Passagiere der

„Atlantik“, die nie auf der „Patria“ gewesen waren, wurden jedoch trotzdem weiter nach Mauritius deportiert, wo bis zum Kriegsende 126 von 1.584 Flüchtlingen an Typhus und Malaria starben. Die Überlebenden wurden schließlich nach Palästina gebracht.

Doch Grete und Rudolf Eisinger, die ja Passagiere der „Patria“ gewesen waren, wurden freigelassen und bauten sich mithilfe guter Freunde, die schon früher geflüchtet waren, eine neue Existenz auf. Sie zogen nach Tel Aviv; später gründeten sie ein Geschäft und verkauften die gleichen Waren wie in Wien.

Josef Eisinger war derweil über diverse britische Ortschaften nach Kanada geflüchtet, wo er mit seiner Schwester wohnte, und kam schließlich 1947 auf Besuch zu seinen Eltern. Schließlich zogen diese auch nach Kanada. Nach dem Tod seiner Eltern zogen Josef Eisinger und seine Schwester nach New York.

Daniel Grünwald, Don Don Guo, Aron Martenyi



Die Eltern Rudolf und Grete Eisinger in Tel Aviv (1947)



Die 1. Klasse der Volksschule Johannesgasse, Wien I. (Paul Kessler ist der Zweite von links in der 2. Reihe)



Die Familie Kessler bei einem Sonntagsausflug (Paul im Hintergrund), Paul Kessler (links) mit seinem Bruder Hans Kessler (rechts)



Sehr geehrter Herr Direktor,

ich habe Ihren Brief, in dem Sie mich gefragt haben, meine Erlebnisse aus dem Akademischen Gymnasium zu erzählen, empfangen. 70 Jahre sind vergangen, seit ich die Schule verlassen musste.

Zuerst will ich erzählen, wie froh meine Eltern und ich waren, als wir informiert wurden, dass ich auf das Akademische Gymnasium aufgenommen wurde. Wir fühlten, dass meine Aufnahme ein wichtiger Schritt für meine Bildung war und ich würde, nachdem ich diese Schule absolviert hätte, auf eine höhere Schule gehen können. Aber meine Träume wurden zerstört, als ich die Schule verlassen musste, im Alter von 16 Jahren in der 6. Klasse.

1938, nach dem „Anschluss“ an Deutschland, war die Schule zwei Wochen lang geschlossen. Als sie wieder geöffnet worden war und ich in mein Klassenzimmer ging, stieß ich auf Folgendes: Viele meiner Klassenfreunde trugen Uniformen der „Hitler-Jugend“, sie benahmen sich wie Fremde und sprachen nicht mehr mit jüdischen Schülern. Nachdem ich mit all diesen Veränderungen konfrontiert worden war, bemerkte ich, dass ich meine Schulfreunde, mein Zuhause und mein Land, Österreich, verloren hatte. Den emotionalen Aufruhr, den meine Eltern und ich erlebten, kann ich nicht in einem Brief beschreiben. Wir liebten unser Land, unser Leben in Wien. Viele Freunde, die ich im Akademischen Gymnasium hatte, wurden beeinflusst von dem schnellen Wechseln des Verhaltens der Bevölkerung, den Fahnen, die in der ganzen Stadt hingen, den Bücherverbrennungen und der Gewalt; ich kann nur vermuten, dass all die intelligenten Leute, die auf das Gymnasium gingen, von einer Flut von Befehlen von einem brutalen Regime beeinflusst wurden. Die, die nicht einverstanden waren, waren still, hatten Angst vor den Konsequenzen, wenn sie offen ihre Meinung sagen würden.

Glücklicherweise konnte ich 1939 Wien verlassen und in die USA auswandern, aber ohne meine Eltern. Als ich in den United States war, konnte ich meine Schulausbildung beenden. Anschließend schloss ich mein Studium an der Columbia University in NY als Ingenieur ab. Vielleicht ist es für Sie interessant, dass mein Vater, ein Chemie-Ingenieur, an der Technischen Hochschule Wien studiert hat. Nach meinem Studium machte ich Karriere in Management-Positionen großer Unternehmen, bis ich in Pension ging.

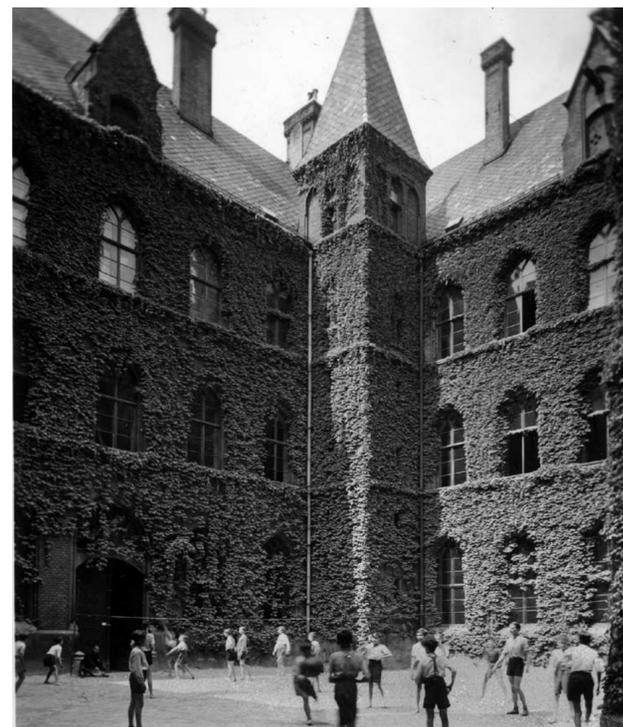
Abschließend würde ich mich gerne bei dem Geschichtelehrer und den anderen bedanken, die das Leben und die Ereignisse von denen, die in diesen wahrhaft historischen Zeiten gelebt haben, verfolgen.

Alfred Launer

Isabella Wagner

Des Schülers		i. Rost	
Familienname	Launer	Betragen ...	
Vorname	Alfred	Religion ...	19
Tag u. Jahr der Geburt	28. Juli 1922	Deutsche Sprache ...	ger
Geburtsort u. Land	Wien	latein, Französisch, Englisch ...	ger
Staatsbürgerchaft	öster.	Gründungsgegenstände, Englisch, Latein ...	ger
Religionsbekenntnis	mos.	Geschichte ...	ger
Muttersprache	deutsch	Geographie ...	ger
		Naturgeschichte ...	91

Aus dem Klassenkatalog des AG: „umgeschult am 28. April 1938“



Sportunterricht im Innenhof (Aufnahmedatum unbekannt)

„Im Stadtpark sagte einer zum anderen: ‚Ja, die Juden gehören ausgerottet wie die Wanzen.‘“

Paul Kessler und sein zwei Jahre älterer Bruder Hans Kessler mussten 1938 das Akademische Gymnasium verlassen und vorübergehend die Schule in der Zirkusgasse besuchen. Sie flüchteten nach Frankreich, wo Paul Kessler auch heute lebt und über 40 Jahre als Physiker arbeitete. Er wurde von Carolin Heidler und Elisabeth Schwarz interviewt.

Wie war Ihre soziale Umgebung zur Zeit des Anschlusses?

Mein älterer Bruder und ich, wir waren zur Zeit des Anschlusses dreizehn beziehungsweise elf Jahre alt, nahmen oft an Gesprächen über Politik teil. Meine Eltern sprachen ständig über den Antisemitismus, die Nazis und Hitler. Ich kann mich auch noch an ein schlimmes Erlebnis im Stadtpark erinnern: Ich saß mit einem Kollegen im Stadtpark, als sich zwei Männer auf einer benachbarten Bank niedersetzten. Der eine sagte zum anderen: „Ja, die Juden gehören ausgerottet wie die Wanzen.“ Im Wien der 30er Jahre war so ein Erlebnis zwar nicht so selten, aber es wirkte auf uns Kinder trotzdem traumatisierend. Was wirklich auf uns zukommen wird, wussten wir jedoch erst, als Bundeskanzler Schuschnigg am Abend des 11. März 1938 in seiner Radio-Ansprache zum österreichischen Volk sprach: „Wir weichen der Gewalt“.

Welche Erfahrungen hatten Sie im Akademischen Gymnasium?

Als ich ins Gymnasium eintrat, im Schuljahr 1936/1937, wurden katholische und jüdische Schüler voneinander getrennt. Ein Jahr lang waren die nicht sehr zahlreichen Protestanten in der jü-

dischen Klasse, aber nachdem sie protestierten, wurden sie in die katholischen Klassen eingeordnet. Trotz dieser Diskriminierung: Ich kann nicht sagen, dass wir von den Lehrern schlecht behandelt wurden. Das änderte sich gewiss nach dem Anschluss, als wir das Akademische Gymnasium verlassen und in das Gymnasium in der Zirkusgasse übersiedeln mussten.

Man kann nicht sagen, dass in der Schuschniggzeit die aktuelle Politik stark in den Unterricht eingeflossen ist, obwohl man eine gewisse klerikale Tendenz spürte. Auch das änderte sich natürlich nach dem Anschluss. Von einem Widerstand in der Schule habe ich nichts gespürt oder gehört. Die Verweisung aus der Schule wurde uns in der Klasse mitgeteilt, und zwar entweder von einem der Professoren oder vom Schuldirektor. Ich nehme jedoch an, dass alle jüdischen Schüler zum gleichen Zeitpunkt vertrieben wurden. Tatsächlich musste mein Bruder, der einer zwei Jahre höheren Klasse angehörte, zur gleichen Zeit das Gymnasium verlassen.

Haben Sie Lehrer oder Mitschüler später wiedergetroffen?

Nein, ich habe keinen Lehrer später wiedergetroffen. Ich habe aber meinen ehemaligen Mitschüler Joseph Horowitz, der in London als Musik-Komponist und Dirigent wirkte und als solcher noch heute bekannt ist, wiedergefunden, und zwar als ich im Jahre 1955 in einer Zeitung über den Tod seines Vaters las. Wir waren seinerzeit im Akademischen Gymnasium die besten Freunde gewesen und nahmen nach unserem Wiedersehen unsere Freundschaft wieder auf. Auch unsere Kinder und Enkelkinder sind mit-

einander befreundet und besuchen einander öfter.

Können Sie uns noch etwas über Ihre Flucht erzählen?

Wir haben den Anschluss erlebt, wie alle Juden in Österreich, als ein Grauen. Alle österreichischen Juden wussten, dass sie alles tun mussten, um so schnell wie möglich aus Österreich fliehen zu können. Mein Vater, mein Bruder und ich hatten das Glück, im Juli oder August 1938 legal nach Belgien auswandern zu können, da mein Vater, der einer internationalen Versicherungsgesellschaft angehörte, von dieser in deren Brüsseler Zentrale transferiert wurde. Nur meine Mutter musste bis Anfang 1939 warten, bevor sie das belgische Visum bekam.

Trotz der Abwesenheit meiner Mutter, die uns traurig machte, passten wir uns rasch in Brüssel an, da wir dort Verwandte hatten und wir andererseits die französische Sprache schnell erlernten. Nach der Ankunft meiner Mutter konnten wir in Brüssel ein normales Leben führen, bis zur deutschen Invasion im Mai 1940, die so viele neue Schrecken und Gefahren mit sich brachte. Unserer Familie ist es geglückt, nach Südfrankreich zu flüchten und dort unter schweren Umständen den Krieg zu überstehen. In Frankreich arbeitete ich 40 Jahre lang als Physiker.

Carolin Heidler, Elisabeth Schwarz



Interviewerin Elisabeth Schwarz mit Paul Kessler, dessen Nichte und Tochter

„Mein Vater hat gesagt: ‚Wenn wir nach Österreich zurückkehren wollen, müssen wir eingeladen werden‘“

Lucian Meisels emigrierte mit seiner Familie und drei Terriern nach Palästina. Er arbeitete dort später als Journalist. 1959 kam er wieder nach Österreich zurück. Heute lebt er mit seiner Frau in Baden.

Können Sie uns etwas über Ihre Herkunft erzählen?

Mein Name ist Lucian Otto Meisels. Otto war mein Vater. Lucian war damals ein sehr ausgefallener Name und sie haben mich in der Schule immer „Luci“ genannt. Das hat mir gar nicht gefallen. Ich wurde am 14. Mai 1925 in der Franzensburg in Laxenburg geboren. Was mehr oder weniger Zufall war: Damals wurde die Burg als Sommerwohnung vermietet; wir haben uns eingemietet und mein Vater hat dort eines seiner Bücher geschrieben. So ist es passiert – eigentlich hätte ich in Wien zur Welt kommen sollen.

Ich habe in der Theresianumgasse gewohnt, meine Schule war zuerst in der Argentinierstraße und dann in der Waltergasse. Es gab nichts Bemerkenswertes, dann bin ich 1935 ins Akademische Gymnasium gekommen. Es gab damals eine Aufnahmeprüfung. Es war nicht schwer, ich habe sie ohne Probleme bestanden. Es gab immer zwei Parallelklassen, schon vor den Nazis wurde geteilt: Die a-Klasse war für Katholiken und Protestanten und die b-Klasse für die Übrigen. Ich glaube, das war wegen dem Religionsunterricht so. Aber es gab nie Probleme mit der a-Klasse, mit der „arischen Klasse“. Im März 1938 gab es zunächst eine Woche lang keinen Unterricht, dann wurde er wieder aufgenommen. Aus der a-Klasse sind plötzlich alle „nicht-arischen“ Schüler in die b-Klasse gekommen. Das ging einige Wochen lang, dann wurden alle „nicht-arischen“ Schüler in ein Gymnasium in der Zirkusgasse transferiert.

Was waren Ihre Lieblingsfächer?
Geschichte. Ich wollte eigentlich, und ich habe es auch schon angefangen, Archäologie studieren. Aber in den 50er Jahren war die Archäologie ein trostloser Beruf. Ich habe Ausgrabungen gesehen. Das war faszinierend. Und da ich schon mit einem Studium angefangen hatte, habe ich in Archiven herumgestöbert. Die Leute wissen das gar nicht, aber in den Archiven ist eigentlich viel zu finden. Das ist sozusagen moderne Archäologie.

Wurden sie von Lehrern des Akademischen Gymnasiums benachteiligt?

Es gab meiner Meinung nach zwei Nazilehrer an der Schule. Es waren zwei Turnlehrer, diese waren anfällig für die NS-Ideologie. Und einer von ihnen hat gesagt: „Ab morgen seid ihr in der Zirkusgasse.“ Und wir wussten, dass das nicht gut ist. Weil wir nicht einmal den Schutz des zivilisierten Akademischen Gymnasiums hatten.

Wie wurde die „Umschulung“ begründet?

Das wurde nicht begründet. Wir wurden zusammengerufen und es wurde uns Folgendes mitgeteilt: „Ihr müsst wissen, ihr seid Gäste, man wird euch nichts tun, aber ihr habt euch auch wie Gäste zu benehmen.“ Kein Einspruch, nichts. Man konnte nichts machen.

Ein Zeitzeuge hat uns erzählt, dass einige jüdische Schüler den Boden vor der Schule mit Zahnbürsten reinigen mussten.

Das war nachher, nicht in der Schule. In der Schule hat es das auch in der ärgsten Zeit nicht gegeben. Auf der Straße war der Horror los. Mein Vater musste in der „Marokkaner Kaserne“ das „Häuserl“ putzen. Das war gang und gäbe.

Wie haben sich die Menschen in Ihrem Umfeld verhalten? Also die Verkäufer in Geschäften?

Es war nicht so schlimm. Einmal stand



Vor dem Akademischen Gymnasium (1935)

an einem Geschäft. „arisiertes Geschäft“, aber sonst hatte man ja nichts gegen jüdische Kundschaft; wegen der Konkurrenz. Wir waren damals ja noch in der zivilisierten Zeit des Nationalsozialismus.

Wann haben Ihre Eltern beschlossen zu flüchten und wohin sind Sie emigriert?

In der Wiedner Hauptstraße begann schon der totale Ernst der neuen Ära. Die jüdischen Geschäfte wurden eingeschlagen. Wir waren die einzige jüdische Partei in unserem Haus. Wir haben am Abend des 11. März beschlossen, dass wir weg müssen, egal wohin. Mein Onkel hatte eine große Firma in Pressburg. Wir sind zuerst zu unseren Verwandten in Pressburg gegangen. Mein Vater hat gesagt: „60 Kilometer zwischen mir und Hitler sind nicht genug.“ Wir haben nicht geglaubt, dass wir in Pressburg bleiben könnten. Mein Vater hatte gute Beziehungen zum britischen Konsulat. Wir bekamen ein Visum für Palästina als Pilger. Nach drei Monaten war aber das Visum abgelaufen. Man konnte aber das Visum für Pilger, die im Heiligen Land sterben wollten, lebenslang verlängern. Ich war damals 13 Jahre alt. Wir zogen sofort nach Jerusalem. Dort gab es keine Schulpflicht. Es gab eine private englische Schule. Diese Privatschule war sehr teuer und wir hatten kein Geld. Der Direktor nahm mich trotzdem auf. Von den Lehrern wurde ich sehr schlecht behandelt. In Jerusalem gab es hauptsächlich christliche Araber und Juden.

Wie sind Sie nach Palästina gekommen?

Wir sind von hier nach Pressburg gekommen. Und dann hatten wir Karten nach Triest. Aber wie kommt man von Pressburg nach Triest, ohne Österreich zu durchqueren? Also sind wir von Pressburg durch das tiefste Ungarn gefahren und dann zur jugoslawischen Seite. Und dann sind wir zur italienischen Seite gekommen, wo die ganzen Faschisten waren. Da haben wir gesagt, dass wir Juden seien, aber eigentlich nach Palästina fahren würden. Also, das war eher amüsant. Und da wir von der Grenze von Ungarn wieder zurückgeschickt worden waren, waren wir buchstäblich drei Stunden vor

Wussten Sie während des Krieges von der Existenz der Konzentrationslager?

Nicht über das Ausmaß. Wir wussten, dass es sie gibt, man hat gedacht, es wären ein paar Tausende Opfer, aber nicht, dass es so viele Millionen sein könnten. Es gab nämlich die englischen Radiosender, und obwohl es strengstens verboten war sie zu hören, geben viele Leute zu, dass sie es wussten.

Sie haben gesagt, dass Sie in eine englische Privatschule gegangen sind. Die war doch sicher katholisch. Wie haben Sie sich gefühlt?

Ich war sehr dankbar dafür, dass ich dort lernen durfte. Aber es war natürlich ein indirekter Missionszwang. Nicht wirklich Zwang, sagen wir mal eine Berieselung. Die hatten Schulgebet und sind in die englische Kathedrale gegangen und so bin ich natürlich mitgegangen.

Sind Sie nach Wien zurückgekehrt?

Wir hatten schreckliches Heimweh, obwohl man uns rausgeworfen hatte. Mein Vater hat gesagt, dass sie uns rausgeworfen haben und wenn wir nach Österreich zurückkehren wollen, müssen wir eingeladen werden. Und das geschah in den 50er Jahren. Da kam der damalige große Zeitungszar. Und der hat gesagt: „Wir machen eine neue Zeitung. Wollt ihr nicht kommen?“ Wir waren einverstanden und fragten: „Ja, aber was ist mit der Wohnung?“ Er hat dann gesagt, dass sie das regeln würden. Ehrlich gesagt habe ich das nicht so geglaubt, aber es hat geklappt. Und so war ich im August 1959 Redakteur der „Wochenpresse“. Von dem Moment an habe ich niemals bereut, zurückgekommen zu sein. Denn Journalist zu sein war ein Traumberuf in Wien. Ich hatte jede Freiheit. Niemand hat mich zensuriert, ich habe selbst zensuriert. Es war doch der Kalte Krieg, man musste schon aufpassen. Aber wenn man vernünftig war, wurde man von den Russen respektiert. Natürlich, die Schwierigkeit war es, vom Geheimdienst, von der CIA oder von den Russen, nicht angeworben zu werden. Es gab eigentlich ein richtiges Werben um Journalisten. Sie haben natürlich eingeladen, wenn man das angenommen hat und womöglich Geld annahm, dann war es aus. Über kurz oder lang sind die alle, die sich bestechen ließen, aufgefliegen. Wenn beispielsweise russische Agenten übergelaufen sind, haben sie natürlich alle ihre österreichischen Informanten auffliegen lassen. So bin ich nie in diese Versuchung gekommen.

Wie war das Österreich der Nachkriegszeit?

Es war eine Schande, dass man nach dem Krieg die Opfer des Nationalsozialismus nicht berücksichtigt hat, sie waren Pension freikaufen, denn wenn wir das nicht gehabt hätten... Dann haben wir in Jerusalem eine leere Wohnung gefunden. Das war natürlich schon was ganz anderes, da konnte uns finanziell nichts mehr passieren. Wir hatten in unserem Gepäck drei Feldbetten und drei Hunde mit. Das war auch schon alles. Aber das Schöne war, dass sich die Hunde gefreut haben, wenn man nach Hause kam. Das hat vieles entschädigt.

Wie war es nach Palästina gekommen?

Wir sind von hier nach Pressburg gekommen. Und dann hatten wir Karten nach Triest. Aber wie kommt man von Pressburg nach Triest, ohne Österreich zu durchqueren? Also sind wir von Pressburg durch das tiefste Ungarn gefahren und dann zur jugoslawischen Seite. Und dann sind wir zur italienischen Seite gekommen, wo die ganzen Faschisten waren. Da haben wir gesagt, dass wir Juden seien, aber eigentlich nach Palästina fahren würden. Also, das war eher amüsant. Und da wir von der Grenze von Ungarn wieder zurückgeschickt worden waren, waren wir buchstäblich drei Stunden vor

Wussten Sie während des Krieges von der Existenz der Konzentrationslager?

Nicht über das Ausmaß. Wir wussten, dass es sie gibt, man hat gedacht, es wären ein paar Tausende Opfer, aber nicht, dass es so viele Millionen sein könnten. Es gab nämlich die englischen Radiosender, und obwohl es strengstens verboten war sie zu hören, geben viele Leute zu, dass sie es wussten.

Sie haben gesagt, dass Sie in eine englische Privatschule gegangen sind. Die war doch sicher katholisch. Wie haben Sie sich gefühlt?

Ich war sehr dankbar dafür, dass ich dort lernen durfte. Aber es war natürlich ein indirekter Missionszwang. Nicht wirklich Zwang, sagen wir mal eine Berieselung. Die hatten Schulgebet und sind in die englische Kathedrale gegangen und so bin ich natürlich mitgegangen.

Sind Sie nach Wien zurückgekehrt?

Wir hatten schreckliches Heimweh, obwohl man uns rausgeworfen hatte. Mein Vater hat gesagt, dass sie uns rausgeworfen haben und wenn wir nach Österreich zurückkehren wollen, müssen wir eingeladen werden. Und das geschah in den 50er Jahren. Da kam der damalige große Zeitungszar. Und der hat gesagt: „Wir machen eine neue Zeitung. Wollt ihr nicht kommen?“ Wir waren einverstanden und fragten: „Ja, aber was ist mit der Wohnung?“ Er hat dann gesagt, dass sie das regeln würden. Ehrlich gesagt habe ich das nicht so geglaubt, aber es hat geklappt. Und so war ich im August 1959 Redakteur der „Wochenpresse“. Von dem Moment an habe ich niemals bereut, zurückgekommen zu sein. Denn Journalist zu sein war ein Traumberuf in Wien. Ich hatte jede Freiheit. Niemand hat mich zensuriert, ich habe selbst zensuriert. Es war doch der Kalte Krieg, man musste schon aufpassen. Aber wenn man vernünftig war, wurde man von den Russen respektiert. Natürlich, die Schwierigkeit war es, vom Geheimdienst, von der CIA oder von den Russen, nicht angeworben zu werden. Es gab eigentlich ein richtiges Werben um Journalisten. Sie haben natürlich eingeladen, wenn man das angenommen hat und womöglich Geld annahm, dann war es aus. Über kurz oder lang sind die alle, die sich bestechen ließen, aufgefliegen. Wenn beispielsweise russische Agenten übergelaufen sind, haben sie natürlich alle ihre österreichischen Informanten auffliegen lassen. So bin ich nie in diese Versuchung gekommen.

Wie war das Österreich der Nachkriegszeit?

Es war eine Schande, dass man nach dem Krieg die Opfer des Nationalsozialismus nicht berücksichtigt hat, sie waren



Bei der Gedenkveranstaltung „umgeschult“ mit Direktor Kerbler am 28. April 2010



Lucian Meisels mit seiner Gattin in der Klasse 4C

einfach nicht da. Weil in der Moskauer Deklaration gesagt wurde, dass Österreich das erste Opfer sei, haben die Regierungskreise gemeint, dass sie ein Opfer wären. Es hat lange gedauert, bis Kanzler Vranitzky endlich in einer Messe in Jerusalem eingestanden hat, dass das nicht so war.

Wurden Sie persönlich nach dem Krieg schlecht behandelt?

Nein, das habe ich mir nicht gefallen lassen. Bei meinem ersten Opernball 1959 habe ich meine britischen Orden getragen. Nicht, dass ich ein Ordenfestschicht bin, ich hatte einfach den englischen Orden, weil ich dabei war. Ich hätte auch mehr getan, wenn man mich gelassen hätte. Da kam einer und fragte mich, wie ich so einen Orden tragen könne! Man darf mir meine Beständigkeit nicht nehmen: Ich habe auf der richtigen Seite gekämpft.

Haben Sie nach dem Krieg Entschädigungen bekommen?

Nein. Die einzige Entschädigung, die wir bekommen hatten, waren einige tausend Schilling. Aber das war gar nichts: Für die Wohnung, die wir hatten, die wir aufgeben mussten, für die Möbel. Aber nachdem man das durchgemacht hat, ist eigentlich Entschädigung sekundär. Man ärgert sich natürlich, dass man offensichtlich nicht entschädigt wurde. Außer den paar Schilling, die man aus diesen Sammelstellen gekriegt hat. Aber im

Größen und Ganzen sind materielle Sachen sekundär.

Wissen Sie, wer in Ihre Wohnung eingezogen ist?
Ja, der Butler von Rothschild. Wir wohnten gegenüber vom Rothschild. Und der Butler hat natürlich, als das Palais Rothschild von der SS übernommen wurde, seine Chance genutzt. Der gute Butler war auch ein SS-Mann, hat eine Wohnung gebraucht, er konnte ja nicht mehr im Palais wohnen. Und der ist zu uns gekommen und hat gesagt: „Sie werden doch wahrscheinlich nicht hier bleiben, es werden ja Leute kommen, die das arisieren wollen und wir würden Ihnen einen angemessenen Preis anbieten.“ Und mein Vater hat gesagt: „Nein, ich will einen Schrieb von der SS, dass die SS interessiert ist, dass wir die Wohnung so rasch wie möglich aufgeben und dass man uns bei den Ausreisevisa im höheren Interesse bevorzugt behandeln muss.“ Mit diesem Schrieb sind wir dann losgefahren – das ist sozusagen ein Treppenwitz der Geschichte.

Wie hat sich die Schule von damals auf heute verändert?
Früher war es strenger. Wenn man einmal eine Knallerbe in die Schule mitgebracht hat, war das Hochverrat. Es hängt natürlich von den Professoren ab. Die Professoren heute sind so menschlich. Wenn ich mich zum Beispiel an meinen Lateinprofessor zurückerinnere: Das

war ein strenger Mensch. Und in Latein tat ich mir schwerer. In Geografie und in Geschichte kann man sich herausreden. Wenn man aber in Latein nur einen Fall falsch schreibt, dann ist der ganze Satz ganz anders. Ich hätte mir in der Schule viel leichter getan, wenn die Professoren so menschlich gewesen wären wie heute. Natürlich gab es auch menschliche, nette Lehrer, aber das war eher selten. Man hat die Fächer, in denen man nicht so gut war, wirklich gefürchtet.

Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ich bin immer wegen meiner Schlampigkeit mit einem 2er oder 3er durchgekommen. Da hat mein Lateinlehrer meine Mutter zu sich gerufen und hat ihr gesagt, dass ich viel mehr könnte. Meine Mutter hat das auf die leichte Schulter genommen und hat ihm gesagt, dass ich doch eh durchkomme. Prompt hat er mir auf die nächste Schularbeit einen 5er gegeben. Daraufhin ist mein Vater zu ihm gegangen und hat ihm gesagt, dass es ihm Leid tue, dass ich so schlecht gewesen sei und dass ich nicht mehr rausgehen und meine Freunde treffen dürfe. Das war natürlich alles nur gespielt. Aber als mein Lehrer gemerkt hat, wie streng es in meiner Familie zugeht, hat er meinem Vater gesagt, dass ich doch gar nicht so schlecht sei und dass er nicht so streng sein sollte, denn ich sei eigentlich ziemlich gut. Das hat meinen Vater köstlich



Nach der Ankunft in Jerusalem (1938)



Als Soldat der israelischen Armee während des Sinai-Krieges (1956)

amüsiert. Ich nehme an, Sie kennen das Buch „Der Schüler Gerber“. Solche Lehrer gab er wirklich. Sie gingen bis ins Sadistische. Es ist ein sehr gutes Buch, ich rate es Ihnen, es zu lesen, aber bitte nehmen Sie es nicht zu ernst.

Haben Sie später Ihre Schulkollegen wiedertreffen?

Ja, einen, mit dem ich sehr gut befreundet war, habe ich später wiedertreffen. Aber da ich in eine jüdische Klasse ging, war nichts mehr von den anderen Kollegen da. Mit den Kollegen, mit denen ich in der Air Force war, habe ich noch engen Kontakt, mit denen telefoniere ich noch jedes Jahr.

Was war Ihr schönstes Erlebnis?

Wir sind nach Pressburg gefahren, und wie wir ausgestiegen sind, wiedergetroffen. Aber da ich in eine jüdische Klasse ging, war nichts mehr von den anderen Kollegen da. Mit den Kollegen, mit denen ich in der Air Force war, habe ich noch engen Kontakt, mit denen telefoniere ich noch jedes Jahr.

Was war Ihr schlimmstes Erlebnis?
Als die Prügel-Horden in die Zirkusgasse gekommen sind. Wir wussten, wenn die uns erwischen, kommen wir gleich ins Spital.

Wie religiös waren Sie damals und sind Sie heute?

Ich war es weder damals noch heute. Meine Frau ist Katholikin. Und wir haben natürlich auch ganz zivil geheiratet. Das bedeutete, dass sie, eine praktizierende und kirchensteuerzahlende Katholikin, von den Sakramenten ausgeschlossen war. Das hat sie natürlich geärgert. Dann hat sie mit einem Geistlichen gesprochen und ihm gesagt, dass unsere Zivilehe als Naturehe anerkannt wird.

Ich bin ein gottgläubiger Mensch, aber ich lasse mir nicht vorschreiben, wer mein Gott sein soll. Damit ist eigentlich alles gesagt.

Sonia Balint, Carolin Heidler, Vivienne Weber

DIE NAMEN DER SCHÜLER, DIE AM 28.4.1938 „UMGESCHULT“ WURDEN: 1.KLASSE: ESKENASY RAOUL | FUCHS GEORG | GANG STEFAN | HAMER MICHAEL | HIRSCHFELD HANS | IPPEN HANS | KLINGER EMIL | KREISBERG ARTUR | KULKA WALTER | MARGULIES STEPHAN | MEIZELSZ GEORG | NEUMANN LUCIAN | POLLAK HEINRICH | SILBER HEINZ | STERNLICHT UNGAR KURT | 2. KLASSE: BERAN KURT | BERKOVICS HEINZ | BLÜHDORN KARL | BRAUN LEO | FISCHER HANNS | FISCHER HEINZ | GENZER PAUL | GERTLER PAUL | GÜNSER KURT | HEIM HANNS | HOROWITZ JOSEF | SAMENFELD FRITZ | KAUDERS HEINZ | KESSLER PAUL | KIMELMAN RICHARD | LEIDER ROBERT | LÖWENHECK FRITZ | PROCHNIK GEORG | SAK ERICH | SCHULBAUM FRANZ | SCHWARZ ERIK FRED | SINGER FELIX | TAUSIK HANS | WEISSELBERG ERNST | WOLF LEOPOLD | ZULAWSKI HUGO | 3.KLASSE: ABELES HEINZ ROBERT | BISCHOFSWERDER EMIL | BRÜLL ERNST | DIAMANTSTEIN FELIX | DUTKA SIGISMUND | FELLNER HANS | FUCHS ALBERT | GROSS HANS CÄSAR | KLEMENS RAOUL | KNELLER SIEGFRIED | LANGSAM HEINZ | LÖWY ADOLF | LUSTIG HANS | LUSTIG HERMANN | MEISELS LUZIAN OTTO | ROSEN LEOPOLD | SCHICK KURT | SCHUR VALENTIN | SONNENSCHNEIDER ERICH | WASSING KURT | WINTER HANNS | HAENFLEIN ROBERT. | 4.KLASSE: BREISACK HANS PETER | REISS ERICH | BAUER ALFRED | ENGEL GEORG | FERBER FRANZ | FREUND HANS | GOLDMANN ROBERT | GOLDSAND KURT | GRAMISCH LEOPOLD | GRÜNFELD FRITZ | HORNIK ALFRED | JELLINEK WALTER | KESSLER HANS | KLEIN WOLFGANG | LERNER MAXIMILIAN | POPPER HANS | PREMINGER HEINZ | RANZENHOFER ERICH | ROSEN KURT | ROSNER ERNST | SINGER CERRIGO | SOMMER WILHELM | SUSSMANN ERICH | TALALAJEWSKI LEON | 5. KLASSE: DIAMANT MAX | FUCHS FRANZ | KOHN WALTHER | KRIS ROBERT | PLACEK WALTER | REICHENFELD HANS | SCHÄFLER PAUL | SCHLESINGER MICHAEL | BAUER FRANZ | BELLER NATAN | EISENSTEIN EDUARD | FLINKER KARL | FRAENKEL PETER | FRIEDMANN WALTER | GRATZER WOLFGANG | JOLLES OTTO | KLEPNER FRITZ | POLACEK HANS | POPPER IMRE | SCHARF ERICH | SINGER ALBERT | SPIELMAN WALTER | SUSLAK HERBERT | ZILSEL PAUL KONFESSIONSLOS | TOURKOFF HARRY | 6. KLASSE: BARANY GERHARD | BAUER ALFRED | BENISCH WOLFGANG | BERNARD KARL | BESCHORNER JOSEF | FISCHER HELMUT | FÜRNBURG ROBERT | GELLES LUDWIG | HERBERT PETER | HOCHMANN ROBERT | HORNER HANS | JAGENBREIN REINHARD | JONKISCH VIKTOR | JUHN JULIUS | KNEPLER HEINRICH | LAUNER ALFRED | MAYER ALFRED | NELKEN HANS | OPLATKA VIKTOR | REIK OTTO | RITTERMANN GUSTAV | ROSENTHAL GEORG PETER | SCHICK ALFRED | SCHLANGER HANS | SKALL WALTER | TROSTLI HANNS | WIESELTHIER WILHELM | WILKER PETER | WURST FRANZ | 7. KLASSE: CHRISTIAN HERBERT | GRÜNBAUM KURT | HALLER, RICHTIG HEIMANN ERNST | ISERSTEIN HERBERT | KAMM ERNST | KRYS OTTO | WALTHER OTTO | GEIER HEINZ | GOLDHIRSCH KARL | HIRSCH STEFAN | HOLCZER ERNST | HOROWITZ EGON | KAUFMANN KURT | KLAMPER HANS | MAHLER HEINZ | MESSINGER PETER | SELINGER GEORG | STUX PAUL | TARIBES HERBERT | URBACH HANS | WENDLINGER PETER | 8. KLASSE: BOYKO HEINZ | FLUß KURT | GERSTL PETER | KLARFELD BERNHARD | KUNSTADT HANS | LANDAU EMANUEL | LIEBEN THEODOR | LOEW HANS | MANDL KURT | TAUBE FELIX | WOLF HEINZ | ZOLLER KURT